

KATHOLISCHE SonntagsZeitung

FÜR DEUTSCHLAND

125. Jg. 15./16. Dezember 2018 / Nr. 50

www.katholische-sonntagszeitung.de

Einzelverkaufspreis 1,70 Euro, 2063

Keine Taufe für Häuptling Sitting Bull



Sioux-Häuptling Sitting Bull hielt an seinem alten Glauben fest. Viele andere Indianer aber ließen sich taufen – auch wenn die Missionare deren Traditionen nicht achteten (Foto: imago). **Seite 14/15**

Papst Franziskus reist 2019 nach Abu Dhabi



Im Februar wird Franziskus als erster Papst die Vereinigten Arabischen Emirate besuchen. Dem Reisemotiv gemäß will er in Abu Dhabi als „Werkzeug des Friedens“ wirken (Foto: KNA). **Seite 6 und 8**

Mit 90 Jahren ist lang noch nicht Schluss



Lidwina Schäfer besucht ehrenamtlich die Bewohner eines Nürnberger Seniorenheims – und das, obwohl sie selbst schon 90 ist. Sie will nicht untätig zu Hause sitzen, sondern noch Gutes bewirken (Foto: KNA). **Seite 5**

Vor allem ...

Liebe Leserin, lieber Leser

Gaudete – freut Euch! Unter diesem Motto steht der dritte Adventssonntag (siehe Liturgie, Seite 11). Noch acht Mal schlafen, dann ist Heiligabend. In manchen Pfarreien ziehen die Priester statt des violetten Messgewands ein rosafarbenes an – was nur zweimal im Kirchenjahr überhaupt möglich ist: am Sonntag Gaudete und an Laetare, dem vierten Fastensonntag. „Das Violett der Buße wird durch das Weiß der zu erwartenden Festzeit aufgehellt – und deshalb eben zu Rosa“, erklärt das „Ministrantenportal“ im Internet.

Folgt man anderen Berichten dieser Ausgabe, wäre allerdings kein rosanes, sondern ein dunkelviolettes oder gar schwarzes Messgewand angebracht. Auf „Tier und Natur“ (Seite 24) wird drastisch geschildert, wie der Mensch mit der Natur umgeht. Im Frühjahr ist das letzte männliche Tier der Nördlichen Breitmaulnashörner verendet. Nichts hinzuzufügen ist der traurigen Feststellung von Papst Franziskus in seiner Enzyklika „Laudato si“: „Unseretwegen können bereits Tausende Arten nicht mehr mit ihrer Existenz Gott verherrlichen, noch uns ihre Botschaft vermitteln. Dazu haben wir kein Recht.“



Ihr
Johannes Müller,
Chefredakteur

Am Geburtsort Jesu zur Welt gekommen

Als eine „Oase des Friedens“ bezeichnet Klinikchef Denis Sevaistre das Malteserkrankenhaus zur Heiligen Familie in Bethlehem. In der katholischen Klinik in der Nähe der Geburtsgrotte Jesu erblickten bereits rund 80 000 Kinder das Licht der Welt – darunter viele muslimische. Die Religionszugehörigkeit spielt hier keine Rolle: „An erster Stelle steht die Medizin, steht der Patient“, sagt Sevaistre. **Seite 2/3**



Foto: KNA



▲ Dieses Neugeborene im Holy Family Hospital sieht ein wenig so aus, als ob es beten würde.

Fotos: KNA

GEBURTSKLINIK DER MALTESER

Für jeden Atemzug

Im „Holy Family Hospital“ in Bethlehem landen oft die schwersten Fälle

Eine lange Nacht liegt hinter dem Team der Neugeborenen-Intensivstation des Malteserkrankenhauses zur Heiligen Familie in Bethlehem. „Zwölf Stunden haben wir mit dem Baby gearbeitet“, sagt der leitende Arzt George Zoughbi. Doch der winzige Körper in dem Brutkasten wird nur noch durch Maschinen am Leben erhalten. Der Junge ist tot. Ein roter Kittel, wie ihn die Mütter tragen, deckt das Wärmebett ab. Doktor Zoughbi hat alles gegeben, „doch wenn ein Kind gehen will, dann geht es“. Ein bis zwei Mal im Jahr kommt das vor, erstaunlich selten dafür, dass oftmals die schwers-

ten Fälle in der größten Geburtsklinik im Westjordanland landen.

24. Schwangerschaftswoche, 800 Gramm Geburtsgewicht, krank:

„Andere Krankenhäuser“, sagt Zoughbi, „hätten die Frühgeburt als Fehlgeburt behandelt.“ Seine Ethik findet der Arzt, der vor der Rückkehr in seine Geburtsstadt Bethlehem 17 Jahre in Kanada und New York gelebt hat, in seinem Glauben begründet: „Wenn ein Kind atmet und sich bewegt, dann müssen wir mit ihm arbeiten.“

Die Erfolgsquote gibt dem katholischen Arzt recht. So ist die Sterblichkeitsrate im Holy Family Hospital mit jenen westlichen Standards vergleichbar, an denen sich das Krankenhaus am Geburtsort Jesu gemessen sehen will. Klinikdirektor Denis Sevaistre: „Wenn wir in unserem Kreis blieben, wären wir nur die ersten im Dorf. Weiter

ben die Ärzte von Bethlehem alle im Ausland studiert. Regelmäßige Fortbildungen durch ausländische Dozenten sollen die Qualität zusätzlich erhöhen.

Komplizierte Fälle

Tamer Musleh hat in Kairo Medizin studiert und ist nun einer von acht angehenden Ärzten, die ihre verpflichtende fünfjährige Anerkennungszeit am Holy Family Hospital absolvieren. „Wenn wir die Situation hier verbessern wollen“, sagt der Palästinenser aus Bethlehem, „müssen wir neue Erfahrungen von außen reinbringen.“ Das Krankenhaus sei berühmt in der Region, sagt Musleh, der sich auf Gynäkologie und Geburtshilfe spezialisiert. „Alle komplizierten Fälle landen hier.“

Noch etwas zeichnet die Einrichtung nach den Worten des jungen Mediziners aus: „Als christliches Krankenhaus behandeln wir Muslime und Christen und vermitteln die Erfahrung, dass wir alle hier zusammen leben.“ Am Ende ste-

► George Zoughbi behandelt auch Fälle, die in anderen Kliniken als hoffnungslos angesehen würden. Der katholische Arzt arbeitet im Malteserkrankenhaus zur Heiligen Familie in Bethlehem.



he nicht Religionszugehörigkeit im Vordergrund, sondern die Freude der Mütter. „Hier wird neues Leben gegeben. Und vielleicht wird dieses Leben in Zukunft etwas verändern“, sagt Musleh.

„Oase des Friedens“

Der doppelte Zeugnischarakter des Krankenhauses ist Direktor Sevaistre wichtig. „Hier zeigen wir, dass wir Katholiken uns ohne Hintergedanken engagieren. Wir sind ein Beispiel für die Zusammenarbeit von Christen und Muslimen, und gleichzeitig sind unsere Räume eine Oase des Friedens“, sagt er. Hinzu kommen die Kontakte der arabischen Mediziner zu israelischen Krankenhäusern. Auch das, sagt der Franzose und einzige Ausländer im Team, „ist ein Zeugnis: An erster Stelle steht die Medizin, steht der Patient.“

Um rund ein Drittel hat die Zahl der Geburten in dem Krankenhaus unter Denis Sevaistre zugelegt. Der ehemalige Militär hat seit vier Jahren die Leitung inne. Bis Jahresende,

► *Die Krankenschwestern des Malteserkrankenhauses zur Heiligen Familie kümmern sich auf der Säuglingsstation liebevoll und vorsichtig um die neuen Erdenbewohner. Auf der Schwesternkleidung prangt das Wappen des Malteserordens.*



so schätzt er, dürften es 4500 Kinder sein, die 2018 unter dem Malteserkreuz das Licht der Welt erblickten – rund die Hälfte der im Distrikt Bethlehem geborenen Kinder. Steigende Geburtenzahlen, aber auch das beständig wachsende Renommee der Klinik sind die Gründe für den Wachstum.

Sevaistre begegnete der steigenden Nachfrage mit einem deutlichen Ausbau des Personals – für das vor allem spendenfinanzierte Krankenhaus eine große finanzielle Herausforderung. „Als karitative Einrichtung decken unsere Preise die Ausgaben nicht“, sagt der Leiter. Wird mehr Personal eingestellt, steigt die Qualität und es kommen mehr Patienten. „Für unser Budget ist das ein Risiko.“

Auch wenn der Krankenhauschef auf lange Sicht größtmögliche Autonomie anstrebt: Rund die Hälfte der laufenden Kosten des Krankenhauses werden durch Spenden getragen. Palästinensische Spender gehören zu Sevaistres Bedauern nicht dazu. Die Symbolkraft Bethlehems als Geburtsort Jesu, sagt er, „wirkt vor allem nach außen“.

Die Schwestern auf den Stationen bestätigen: In den Köpfen der Patienten spielt die Nähe zur Geburtsgrotte keine Rolle bei der Wahl des Krankenhauses. Was für die Mütter zählt, sind Würde, Respekt, Sau-

◀ *Im Garten des Krankenhauses wacht eine Muttergottes mit dem Kind auf dem Arm über die Patienten.*

berkeit und Sicherheit. „Bei meiner ersten Entbindung im staatlichen Krankenhaus habe ich mich nicht sicher gefühlt“, sagt die 28-jährige Beduinin Maryam. Diskriminierung gegen Beduinen und gegen Arme sei dort an der Tagesordnung. Ihr viertes Kind, Yassin, ist wie seine beiden nächstälteren Geschwister bei den Maltesern geboren worden. „Hier bin ich in sicheren Händen“, betont sie.

Voll belegte Betten

Auf der Intensivstation ist Ruhe eingeekehrt. Ein paar Mütter in roten Kitteln streicheln die winzigen Säuglinge in den Bettchen. Um im Rahmen der engen finanziellen und

räumlichen Vorgaben sowie in der schwierigen politischen Situation den selbstgesteckten hohen Zielen gerecht zu werden, seien schon mal ungewöhnliche Maßnahmen nötig, sagt George Zoughbi. Statt ursprünglich 16 hat seine Intensivstation inzwischen 18 Betten. Fast immer sind sie voll belegt.

„Wir versuchen, die Behandlungszeit der Babys nicht länger als zwei Monate zu halten“, sagt der Arzt. Im Idealfall seien nicht mehr als zwei Betten von chronisch kranken Babys belegt. Am Ende aber steht die Ethik immer über den Regeln: „Wenn ein Baby lebt, arbeiten wir mit ihm. Und wenn es gehen will, dann ist das nicht meine Entscheidung.“ *Andrea Krogmann*

Hintergrund

Krankenhaus zur Heiligen Familie

Das „Holy Family Hospital“ in Bethlehem wurde 1885 ursprünglich von der Gemeinschaft der Vinzenterinnen errichtet. 100 Jahre später musste die Einrichtung schließen. Der anhaltende palästinensisch-israelische Konflikt hatte das Haus an die Grenzen seiner finanziellen Möglichkeiten gebracht. Die Schwesterngemeinschaft übertrug das Krankenhaus an den Malteserorden. Nach fünfjähriger Renovierungszeit eröffnete der Orden 1990 eine Entbindungsstation mit zunächst 28 Betten.

In den darauf folgenden Jahren kamen mobile Kliniken für die abgelegenen Dörfer und Beduinengemeinschaften, eine Neugeborenen-Intensivstation mit zunächst zehn Betten sowie Spezialsprechstunden für Schwangere mit Diabetes und Frauen in den Wechseljahren hinzu.

Seit der Wiedereröffnung des Krankenhauses 1990 wurden in der katholischen Einrichtung rund 80000 Kinder entbunden. 25000 Mütter und Kinder werden jährlich in der ambulanten Klinik behandelt. *KNA*

Kurz und wichtig



Gegen sexuelle Gewalt

Der kongolesische Arzt Denis Mukwege (63) und die irakische Jesidin Nadia Murad (25) sind mit dem Friedensnobelpreis 2018 ausgezeichnet worden (Foto: imago). Beide wurden für ihren außergewöhnlichen Einsatz gegen sexuelle Gewalt als Waffe in Kriegen und bewaffneten Konflikten geehrt. Mukwege operiert im Ostkongo verwaltete und verstümmelte Frauen. Die mittlerweile in Baden-Württemberg lebende Murad engagierte sich als UN-Sonderbotschafterin für die Opfer von Menschenhandel und sexueller Versklavung. Im August 2014 war sie selbst im Irak von Terroristen der Miliz „Islamischer Staat“ verschleppt worden.

Verschwörungstheorie

Für Aufsehen hat auf den Philippinen eine Liste gesorgt, die Präsidentensohn Paolo Duterte veröffentlicht hat. Die darauf Verzeichneten sollen angeblich unter Führung von Vizepräsidentin Leni Robredo einen Sturz des Präsidenten planen. Unter ihnen sind mehrere katholische Bischöfe. Robredo wies die Vorwürfe zurück: Es sei „sehr verantwortungslos, etwas zu veröffentlichen, das keine Grundlage hat“. Sie habe keine Ahnung, woher die Angaben stammen.

Kirche wieder offen

Die Kirche Santa Maria del Suffragio im italienischen L'Aquila, Sinnbild des Abruzzen-Erdbebens 2009, ist wieder in Dienst genommen worden. An dem Festakt nahm Staatspräsident Sergio Mattarella mit der Europaministerin Frankreichs, Nathalie Loiseau, teil. Die Kirche war mit französischer Finanzhilfe wiederhergestellt worden. Der Einsturz der Kuppel, der sich während einer Live-Übertragung des italienischen Fernsehens ereignete, machte die Kirche zu einem Symbol des Bebens vom 6. April 2009. Damals kamen in der zentralen italienischen Bergregion 309 Menschen ums Leben. 1600 wurden verletzt.

Gotteshaus wird Markt

Zum ersten Mal wird in Flandern eine Kirche zum Supermarkt umgebaut. Der Gemeinderat der Stadt Gent habe beschlossen, dass dies der beste Plan für die Zukunft des katholischen Gotteshauses sei, berichteten belgische Medien. Der Bischof von Gent, Lucas van Looy, soll bereits zugestimmt haben. Roel Dekelver, Sprecher der Supermarktkette Delhaize, erklärte: „Wir wollen die Pläne dann mit viel Respekt für die Umgebung ausführen.“ In der Kirche soll demnach kein typischer Supermarkt entstehen, sondern eher eine Markthalle mit Restaurant und Weinbar.

Arbeitshilfe zu Ehe

Zum katholischen Familiensonntag am 30. Dezember haben die deutschen Bischöfe eine Online-Arbeitshilfe für Gottesdienste, Gebetskreise und Gesprächsrunden veröffentlicht. Unter dem Motto „Für immer zusammen – Der Bund der Ehe in Treue, Liebe und Verantwortung“ geht es um das Thema Ehebegleitung. Das Material ist auf www.ehe-familie-kirche.de zu finden.

NACHRUF

Gott Grundlage allen Denkens

Glaube lenkte Philosoph Robert Spaemann zum Widerspruch

STUTT GART – Als Geisteswissenschaftler vielfach geehrt, als bekennender Katholik ein Freund des Papstes und zugleich ein Kritiker der Liturgiereform: Robert Spaemann führte ein Leben aus dem Geist von Widerspruch und Gottvertrauen.

Seinen ersten philosophischen Aufsatz schrieb er im Gefängnis der französischen Besatzungszone nach dem Zweiten Weltkrieg: „Über das Verhältnis von Ewigkeit und Augenblick“ – auf Toilettenpapier, wie sich Robert Spaemann in seiner Autobiografie erinnert. Der in Berlin geborene Philosoph zählte zu den bekanntesten deutschen Denkern. Seine Werke sind in 14 Sprachen übersetzt. Am Montag starb der vielfach ausgezeichnete Gelehrte mit 91 Jahren in seinem Haus in Stuttgart.

Mit Joseph Ratzinger verband den Katholiken nicht nur das Geburtsjahr 1927, sondern auch gegenseitige Wertschätzung. Die Bezeichnung katholischer Philosoph wies Spaemann allerdings zurück – aus Prinzip. In der Philosophie zähle nur die Kraft des Arguments. Jedoch hielt er an der Grundintuition fest: „Wenn wir Gott wegnehmen (...), dann bricht das Denken zusammen.“

Tief geprägt haben ihn das Elternhaus und der Glaube seiner Eltern, die zum Katholizismus konvertierten: Die Mutter eine Tänzerin, der Vater ein Kunsthistoriker und Kulturredakteur der „Sozialistischen Monatshefte“. Als die Mutter früh an Tuberkulose starb, ließ sich der Vater 1942 zum Priester weihen. „Wenn man tief überzeugt ist, dass die Gottesbeziehung im Leben das Wichtigste ist, dann erzeugt das eine gewisse Standfestigkeit“, erinnerte sich Spaemann an die Zeit.

In seiner Jugend während des Nationalsozialismus erlebte er, „wie

man die Juden behandelte. Das war so widerlich, dass es keiner besonderen Leistung, keiner Anstrengung bedurfte, um sich davon abzuwenden“. Diese Aversion kostete ihn fast das Leben. Der Gymnasiast zeichnete eine Hitler-Karikatur an die Tafel. Später entzog er sich dem Fahneid auf Adolf Hitler. Zum Märtyrer sah er sich jedoch nicht berufen und sprach rückblickend von „Leichtsinn“. Dennoch zeigte sich schon damals jener „Widerspruchsgeist“, der ihn zeitlebens kennzeichnete.

Es gibt kaum eine Kontroverse seit Beginn der Bundesrepublik, in der er nicht das Wort ergriff: Mit seinem Freund Heinrich Böll gegen Kernenergie und Atombewaffnung, dann für die Nachrüstung. Er problematisierte den Kosovo-Krieg und warnte vor Umwelt-Zerstörung.

Dauerthemen waren für ihn das Recht des ungeborenen Lebens, die Euthanasie und die Gentechnik. Hier zeigte er sich kompromisslos, weil für ihn der Mensch selbst auf dem Spiel stand. Dabei vertrat er keine rigoristische Pflichtethik, sondern ein Naturrechtsdenken. Dieses fußt auf Grundeinsichten von Gut und Böse, einer inneren Ausrichtung des Menschen auf Erfüllung und dem Vorrang der Lebenswirklichkeit vor jeder Ideologie.

Weniger scherte sich Spaemann um Etikettierungen. Sie reichten vom Freigeist über den Linkskatholiken und Ökophilosophen bis zum Reaktionär. Spätestens mit seinem Eintreten für den alten Messritus galt er als konservativ. In der Liturgiereform nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962 bis 1965) sah er den Einbruch des „Scheins“, der „virtuellen Welt“. So kam auch hier sein Lebensthema zum Tragen: Die Frage nach „Unmittelbarkeit und Authentizität“. Ein Bemühen, für das sein Denken und Leben steht.

Christoph Scholz/red

Verurteilung aufgehoben

Erzbischof Wilson wurde Missbrauchs-Vertuschung vorgeworfen

SYDNEY (KNA) – Ein Berufungsgericht im australischen Newcastle hat die Verurteilung von Erzbischof Philip Wilson zu einem Jahr Gefängnis wegen der Vertuschung von Missbrauchsfällen aufgehoben.

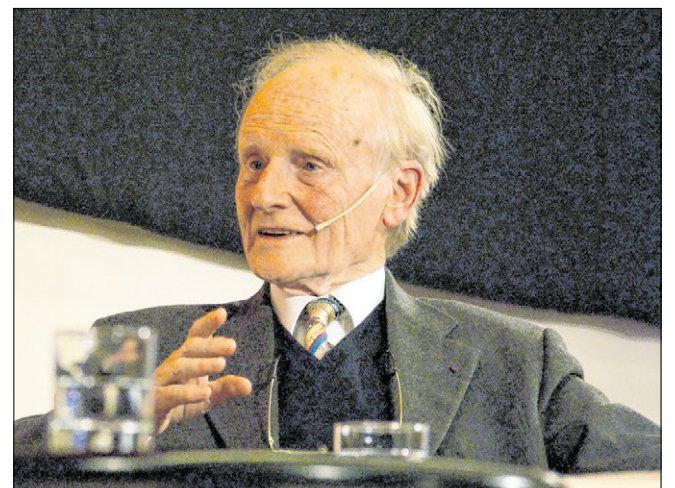
Richter Roy Ellis sei in seiner Entscheidung dem Einwand von Wilsons Anwälten gefolgt, berichteten australische Medien. Die Staatsan-

waltschaft habe die Schuld des ehemaligen Erzbischofs von Adelaide nicht zweifelsfrei nachgewiesen.

Der 68-jährige Wilson war am 3. Juli von einem Gericht in Newcastle zu einer Strafe von zwölf Monaten Gefängnis verurteilt worden, die Mitte August in Hausarrest umgewandelt wurde. Er habe vor mehr als 40 Jahren Missbrauchsanschuldigungen von Messdienern gegen den Priester James Fletcher unterdrückt.

Robert Spaemann meldete sich zu Themen wie Atomenergie, Gentechnik und Umweltschutz zu Wort. Besonders wichtig war ihm das Lebensrecht der ungeborenen Kinder.

Archivfoto: KNA



IM PFLEGEHEIM NUR ZU BESUCH

Noch nicht zu alt fürs Ehrenamt

Selbst schon 90 will Lidwina Schäfer Senioren jeden Tag schöne Momente schenken

NÜRNBERG – Nächstenliebe ist nicht nur im Advent ein wichtiges Thema. Wie die sich leben lässt, zeigt Lidwina Schäfer aus Nürnberg. Seit 25 Jahren hilft sie fast täglich in einer Caritas-Einrichtung. Ihr Engagement wird dort sehr geschätzt. Sie macht das gerne – auch wenn es manchmal schwierig wird.

Es ist schon etwas kurios, aber für Lidwina Schäfer das Normalste der Welt. In ihrer Heimatstadt Nürnberg engagiert sich die Dame im Caritas-Seniorenheim Sankt Josef im Besuchsdienst für alte Menschen – obwohl sie selbst schon 90 ist. „Im Januar 91“, sagt sie, lächelt und fährt sich durch die schlohweißen Haare. „Aber durch meinen Einsatz fühle ich mich recht jung geblieben. Man bleibt halt in Bewegung.“ Vor einem Vierteljahrhundert hat sie damit angefangen, seither ist sie dabei geblieben.

Alles begann 1993. „Ich war damals mit meinem Mann in die Nachbarschaft gezogen, und wir gingen uns ein wenig umschauen“, erzählt Schäfer. Dabei sei sie mit einer Heimschwester ins Gespräch gekommen – „und schon gehörte ich zum Besuchsdienst, mein Mann auch“. Der ist inzwischen bald 20 Jahre tot. Seither klopft die Rentnerin allein an die Zimmertüren im Seniorenheim.

„...das habt ihr mir getan“

„Einsam in der Wohnung zu hocken, das wär meines nicht“, erklärt sie ihre Motivation. Zumindest einen Teil davon. Denn sie engagiert sich auch aus christlicher Nächstenliebe: „Jesus hat’s ja selbst gesagt: Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan.“ Die Menschen im Heim freuten sich, wenn sich jemand auf eine Begegnung mit ihnen einlasse – „und das freut dann wiederum mich“. Das Altenheim „ist für mich dadurch ein schöner Ort“, sagt die Seniorin.

Das glaubt man ihr gern, nun, da Lidwina Schäfer auf dem Sofa neben Anna Lehmann Platz genommen hat. Die beiden Frauen nehmen sich in den Arm, strahlen. „Schön! Das ist schön, dass Sie wieder da sind“, sagt Anna Lehmann. Sie ist mit 100 Jahren die älteste Bewohnerin von Sankt Josef. „Noch

im Ersten Weltkrieg bin ich geboren, im Böhmerwald.“ Sehr lange sei sie aber schon in Nürnberg zu Hause und seit zehn Jahren hier im Heim.

Im Zimmer der 100-Jährigen hängen Stickbilder und Schwarz-Weiß-Fotos an der Wand. Auf der Fensterbank wuchern fast mannshohe Wolfsmilchgewächse. Die Bewohnerin und Lidwina Schäfer halten einander fest die Hand. Wärme geht hier nicht nur von der auf Hochtouren laufenden Heizung aus.

Liebevolle Begegnung

„Wenn wir beisammen sind, sprechen wir viel über die Jugend“, sagt Schäfer. Anna Lehmann nickt und ergänzt: „Damals hat man ja einiges erlebt.“ Viel nach draußen komme sie gerade nicht, fährt sie fort. „Aber im Frühling wieder. Dann schiebt Frau Schäfer mich im Rollstuhl

durch den Park.“ Bis dahin geht es zumindest regelmäßig in die Hauskapelle. „Da bitten wir den Herrgott immer um noch ein paar gesunde Jahre. Ein bisschen wollen wir doch noch bleiben“, sagt Anna Lehmann. Lidwina Schäfer lacht und drückt ihr liebevoll den Arm.

Zuwendung schenkt die 90-Jährige auch Menschen, die weit jünger sind als sie selbst. „Eine Frau ist erst 50. Wegen ihrer Zuckerkrankheit hat sie nur noch ein Bein.“ Die Frau könnte ihre Tochter, sogar ihre Enkelin sein – trotzdem lebt sie schon im Heim. „Ein schweres Schicksal“, meint Schäfer. Umso wichtiger sei es, jeden Tag für ein paar schöne Momente zu sorgen.

Gold wert

Einrichtungsleiter Günther Gimpl ist sehr froh über dieses Engagement. Für die Heimbewohner

seien die Besuche eine große Bereicherung, sie weckten Lebensgeister. Lidwina Schäfer bekomme für ihren Einsatz immer ein Mittagessen – eigentlich sei sie aber Gold wert.

Zumal nicht alle Besuche so fröhlich ablaufen wie bei der 100-jährigen Anna Lehmann. „Es gibt eine Person, die oft unzufrieden ist und Dinge sieht, die nicht so sind. Doch ich gehe weiter zu ihr“, erläutert Schäfer – und fügt hinzu: „Schließlich brauchen gerade solche Menschen Unterstützung.“

Mit dieser Einstellung kommt sie jeden Tag ins Altenheim. Die alte Dame hört zu und tröstet, zerstreut und unterhält. Jeden Tag – außer sonntags. Besuche macht Lidwina Schäfer dann dennoch: „Ich gehe auf den Friedhof zu meinen verstorbenen Lieben. Die soll man auch nicht vergessen.“

Christopher Beschnitt



Die 100-jährige Anna Lehmann (links) freut sich, dass Lidwina Schäfer sie im Seniorenheim besucht. Die beiden pflegen ein herzliches Verhältnis.

Foto: KNA



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Dezember

Im Dienst der Glaubensvermittlung: dass alle, die das Evangelium verkündigen, eine Sprache finden, die den unterschiedlichen Menschen und Kulturen gerecht wird.



Vatikan will Familien weltweit beobachten

ROM (KNA) – Der Vatikan hat eine internationale Beobachtungsstelle für Familienfragen eingerichtet. Sie soll ein umfassendes Bild der Situation von Familien erarbeiten und dafür in aller Welt mit Forschungseinrichtungen zusammenarbeiten, erklärte Kurienbischof Vincenzo Paglia. So will man neue Wege finden, um Familien zu stärken.

Vom Kronprinzen eingeladen

Papst Franziskus reist nach Abu Dhabi – Für Frieden und Verständnis

ROM (KNA) – Überraschend hat der Vatikan eine Papstreise in die Vereinigten Arabischen Emirate angekündigt: Vom 3. bis 5. Februar 2019 besucht Franziskus Abu Dhabi und nimmt dort an einem interreligiösen Treffen teil. Erstmals setzt ein Nachfolger Petri den Fuß auf die Arabische Halbinsel.

Der Papst folgt einer Einladung von Kronprinz Muhammad bin Zayid Al Nahyan und der katholischen Kirche in den Vereinigten Emiraten. Anlass ist eine interreligiöse Begegnung mit dem Titel „Human Fraternity“ (Menschliche Brüderlichkeit). Der Papstbesuch steht unter dem Motto „Herr, mache mich zum Werkzeug deines Friedens“. Es handelt sich um Worte aus einem bekannten Friedensgebet, das Franz von Assisi zugeschrieben wird.

Vom Programm ist bislang nur bekannt, dass Franziskus am Abrei-



▲ Der Kronprinz von Abu Dhabi, Muhammad bin Zayid Al Nahyan (rechts), hat Papst Franziskus 2016 im Vatikan besucht. Nun folgt der Gegenbesuch. Foto: imago

setag eine öffentliche Messe in Abu Dhabi feiern wird – etwas, was der örtliche Bischof Paul Hinder ausdrücklich als großzügige Geste der Regierung würdigt. Der Schweizer Kapuziner verwaltet ein Gebiet von der neunfachen Fläche Deutschlands. Rund 2,2 Millionen Katho-

liken leben dort, fast ausnahmslos Ausländer und Gastarbeiter.

Vom Besuch erhofft Hinder einen „wichtigen Schritt im Dialog zwischen Muslimen und Christen“. Neben besserem Verständnis soll die Visite auch die Friedensbemühungen im Nahen Osten voranbringen.

Von Kattowitz nach Marrakesch

Klimaschutz und Migration: Vatikan-Diplomatie verschaffte Papst-Anliegen Gehör

MARRAKESCH/KATTOWITZ – Nach dem Klimagipfel im polnischen Kattowitz ging es für die Vatikan-Diplomatie zur nächsten Station: dem UN-Migrationsgipfel in Marokko. Sowohl Klimaschutz als auch der Schutz von Migranten sind Themen, die Papst Franziskus am Herzen liegen.

Der Kampf gegen den Klimawandel werde „immer mehr zu einer moralischen als zu einer technischen Frage“, sagte Parolin auf dem Weltklimagipfel. Teilnehmer aus fast 200 Ländern berieten in der polnischen Stadt darüber, wie sich das Ansteigen der globalen Durchschnittstemperatur begrenzen lässt. Es ging auch darum, wie das Klima-Abkommen

von Paris, das 2015 von 197 Staaten unterzeichnet worden ist, in die Tat umgesetzt werden kann.

Parolin trat für eine „neue Mentalität“ ein, die auch die „ethische und menschliche Dimension des Klimawandels“ ins Auge fassen müsse. Alle wüssten, wie schwierig es werde, den Anstieg der Temperatur zu begrenzen, erklärte der Kardinal. Die bisher eingegangenen Verpflichtungen seien sicher nicht ausreichend, um die im Pariser Abkommen festgelegten Ziele zu erreichen.

Dem Papst sehr wichtig

Der Einsatz gegen den Klimawandel ist Papst Franziskus und dem Vatikan ein echtes Anliegen.

Der Papst verfasste rechtzeitig vor dem Klimagipfel von Paris 2015 mit „Laudato si“ („Gelobt seist du“) die erste Enzyklika zu Umweltfragen.

Ebenso war der Vatikan auf dem UN-Migrationsgipfel in Marokko durch eine hochrangige Delegation vertreten. Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin nahm an der Konferenz am 10. und 11. Dezember in Marrakesch teil. Es ging ihm darum, den Migrationspakt der Vereinten Nationen zu unterstützen. Denn der Heilige Stuhl hatte maßgeblich daran mitgearbeitet.

Parolin erklärte, auf die Migration wie auch auf den Klimawandel seien globale und gemeinsam gearbeitete Antworten nötig. Statt die problematischen Seiten von Migra-

tion zu betonen, müsse man stärker ihre positiven Aspekte beleuchten. Migration bleibe, wenn sie nicht unter Zwang erfolge, „eines der fundamentalen Menschenrechte“.

Bedauern über Absagen

Auch ohne rechtliche Bindekraft sei der Migrationspakt ein „guter Bezugsrahmen, um das Thema Migration gemeinsam anzugehen“, sagte Parolin. Über die Nichtteilnahme Italiens und anderer europäischer Staaten an der Konferenz äußerte er Bedauern. Das Fernbleiben mehrerer Staaten dürfe den Einsatz der internationalen Gemeinschaft nicht schwächen.

Mario Galgano

DIE WELT



Die Päpste und die Landwirte

Von Johannes XXIII. bis Franziskus: Bauern erhalten viel kirchliche Aufmerksamkeit

ROM – Die ersten, die Jesu Predigten hörten, waren Fischer, und in vielen Reden und Gleichnissen bezog sich der Gottessohn auf die Feldarbeit. In Italien hat der Bauernverband nun eine Kampagne gestartet, um Verbindungen zwischen Glaube und Landwirtschaft aufzuzeigen.

Jesi ist eine kleine Ortschaft in der Nähe der Adriaküste. Die Wirtschaft der Kleinstadt ist seit Jahrhunderten vom Handel mit landwirtschaftlichen Produkten geprägt. Vergangene Woche fand dort ein Austausch über die Verbindung von Glaube und bäuerlicher Arbeit statt.

Das Fazit: Im Lehramt der Päpste des vergangenen Jahrhunderts hatte die Aufmerksamkeit für die Schöpfung einen wichtigen, aber in der Öffentlichkeit oft wenig bekannten Platz. Der Blick ging von den land-

wirtschaftlichen Vereinigungen in der Zeit Papst Leos XIII. (1878 bis 1903) bis hin zur Enzyklika *Laudato si* („Gelobt seist du“) von Papst Franziskus. Der Vatikan-Kenner und Journalist Giacomo Galeazzi betonte, die Betrachtung der landwirtschaftlichen Tätigkeit sei ein Element, das alle Päpste des 20. Jahrhunderts vereine.

Bäuerliche Herkunft

Eine besondere Sensibilität für die Welt der Bauern zeigte sich bei Johannes XXIII. (1958 bis 1963), dem Papst, der seine bäuerliche Herkunft als Giuseppe Roncalli aus Sotto il Monte nie verbarg. Dessen Bruder Giovanni war der erste Präsident des dortigen Bauernverbands.

Papst Paul VI. (1963 bis 1978) habe ebenfalls „aus Tradition und Familienherkunft“ immer ein Auge

für den „alten und heiligen Beruf“ der Bauern gehabt, hob der Autor Luciano Costa hervor. Von ihm stammt das Buch „Reden an die Bauern von Mutter Erde“. Paul VI. habe in der Landwirtschaft „eine Erfahrung von Boden, Klima, Jahreszeiten und Himmel“ gesehen, die eine persönliche Bereicherung sei. In den 15 Jahren seines Pontifikats wandte sich Paul VI. mehrmals an die Vorsitzenden von Bauernverbänden und katholischen Organisationen, die mit Landwirtschaft zu tun hatten. Ihr Handeln habe zu den Prinzipien der christlich-sozialen Schule inspiriert, habe Paul VI. zu sagen gepflegt.

Sorge um Berufsstand

Ausgehend von seinen Wurzeln im ländlichen Wadowice ging Karol Wojtyła, der spätere Papst Johannes

Paul II. (1978 bis 2005), auf die Zukunft der Bauern ein. Er äußerte vor allem seine Sorge darüber, dass die Bauern es immer schwerer hätten. Dies ließ er beispielsweise in den Liedern hervorheben, die bei einer Feier im Petersdom am 12. November im Heiligen Jahr 2000 gesungen wurden. „Ihr kennt die Sprache der Schollen und Samen, des Grases und der Bäume, der Früchte und Blumen“, sagte er in der Predigt an die Bauern gerichtet. Wie seine Vorgänger erkannte Johannes Paul II., dass „die Menschen der landwirtschaftlichen Welt“ jeden Tag auf einzigartige Weise die Schöpfung erfahren.

Benedikt XVI. (2005 bis 2013) zeigte auf, wie der soziale Beitrag der Landwirtschaft neu bewertet werden soll. „Die Wirtschaftskrise hat zahlreiche Ursachen und fordert nachdrücklich eine tiefgreifende Überprüfung des Modells der globalen Wirtschaftsentwicklung“, betonte er beim Angelus vom 14. November 2010. Benedikt XVI. forderte daher einen „strategischen Neuanfang der Landwirtschaft, nicht im nostalgischen Sinne, sondern als unverzichtbare Ressource für die Zukunft“.

Kein Ausverkauf der Erde

Vor drei Jahren warnte Papst Franziskus anlässlich des 70. Jahrestags des italienischen Bauernverbands vor der Versuchung, „die Mutter Erde zu verkaufen“. Er stellte, wie in *„Laudato si“* beschrieben wird, die Herausforderung dar, „eine Landwirtschaft mit geringen Umweltauswirkungen im Zeitalter des Klimawandels“ umzusetzen. Laut Franziskus zeichnet sich die Arbeit des Bauern dadurch aus, dass sie das „kostbare Geschenk des Landes, das von Gott zu uns kommt“, annimmt. Ein Bauer solle aber „mit Kühnheit und Kreativität“ den Auftrag erfüllen, der dem Menschen erteilt wurde: „den Boden zu bewirtschaften und zu erhalten“. *Mario Galgano*



Papst Franziskus als Tierhalter: Bei einer Generalaudienz 2017 erhielt er eine Kuh als Geschenk. Sie war für den päpstlichen Bauernhof in Castelgandolfo gedacht. Foto: KNA

Aus meiner Sicht ...



K. Rüdiger Durth ist evangelischer Pfarrer und Journalist.

K. Rüdiger Durth

Unterwegs für den Frieden

Da horcht keineswegs nur die christlich geprägte Welt auf: Papst Franziskus wird vom 3. bis 5. Februar 2019 ein Land betreten, das bislang noch kein Papst betreten hat. Seine Reise führt ihn auf die arabische Halbinsel, genauer gesagt nach Abu Dhabi und die Vereinigten Arabischen Emirate.

Diese Reise in die islamische Welt ist ein Risiko – nicht nur wegen des schrecklichen Jemen-Kriegs, des Ringens zwischen Saudi-Arabien und dem Iran um die Vormacht. Der tiefe Graben zwischen Christentum und Islam wird dem Papst bewusst sein. Deshalb schaut die gesamte Christenheit auf diese Reise – in der Hoffnung, dass sie die herrschenden Schwierigkeiten zwischen

den beiden großen Weltreligionen zumindest entspannt.

Papst Franziskus unternimmt keine Pastoralreise, sondern nimmt auf Einladung von Kronprinz Muhammad bin Zayid Al Nahyan des Emirats Abu Dhabi und der katholischen Kirche in den Vereinigten Emiraten mit rund zwei Millionen Mitgliedern (meist Gastarbeitern) an einem interreligiösen Treffen teil. Zum Abschluss seines Besuchs wird Papst Franziskus eine öffentliche Messe zelebrieren. Allein das wäre schon eine Reise des Papstes wert, eine Reise, hinter der die gesamte Christenheit steht.

Unbestritten ist, dass der nach wie vor gefährdete Weltfrieden auch auf den Frieden

der Religionen angewiesen ist. Dieser kann trotz allen islamistischen Terrors nur durch Dialog erreicht werden. Die berühmte Frage Stalins, über wie viele Divisionen der Papst verfügt, ist längst überzeugend beantwortet: Die Christen verfügen über die stärkste Division, die es gibt, nämlich das Evangelium. Es ist gut, dass sich der Papst mit seiner Autorität als Repräsentant des Evangeliums dem Dialog des Friedens in Abu Dhabi stellt. Hoffentlich wird seine Reise vom Gebet nicht nur der katholischen, sondern der gesamten christlichen Welt begleitet. Gerade im Blick auf Weihnachten kommt dieser Reise mit dem Angebot des Evangeliums „Friede auf Erden“ eine zentrale Bedeutung zu.



Johannes Müller ist Chefredakteur unserer Zeitung.

Johannes Müller

Gute Aussichten nach Dreikampf

Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt: Die Meinungsäußerungen nach dem Dreikampf und seinem Ausgang in der CDU unterscheiden sich gewaltig. Die einen sehen nach dem Sieg von Annegret Kramp-Karrenbauer über Friedrich Merz und der vorherigen Auseinandersetzung, bei der auch noch Jens Spahn mitwirkte, die Zukunft durch innere Zwistigkeiten gefährdet und den für den Zusammenhalt nötigen Bogen überspannt. Die anderen loben den demokratischen Aufbruch und fühlen neuen Schwung.

Wer Recht hat, werden die schweren Wahlen des Jahres 2019 zeigen. Faktum ist, dass auch die Verlierer des innerparteilichen Wettbewerbs klar signalisiert haben, jetzt nicht

beleidigt das Handtuch zu werfen, sondern weiter zum Wohle des Ganzen anzupacken.

Für den umtriebigen, jungen Gesundheitsminister Spahn gilt dies ohnehin – ihm könnte langfristig die Zukunft gehören. Bei der Einbindung des wirtschaftsliberalen Glanz-Rhetorikers Merz dürfte es darauf ankommen, ob die CDU unter dem Vorsitz von Annegret Kramp-Karrenbauer, genannt „AKK“, tatsächlich etwas mehr nach rechts rückt: dorthin, wo viele die CDU vor Angela Merkel sahen und wo auch die Heimat von manchem war, der heute unter AfD-Fahne zu weit rechts unterwegs ist. Merz mit ins Kabinett zu stecken, scheitert allerdings an dessen glühender Feindschaft zur Kanzlerin.

Die Aussichten, dass der Brückenschlag gelingt, stehen nicht schlecht: Während sich die kleine Schwester CSU über Jahre im oft unschön geführten Duell zwischen Markus Söder und Horst Seehofer schwer beschädigt und dafür die Quittung bekommen hat, ging es bei der CDU inhaltlich zwar kräftig zur Sache, aber nie unter die Gürtellinie.

Keine schlechten Aussichten bestehen übrigens auch für jene, die sich wieder mehr christliche Überzeugungen wünschen. Beim Parteitag vermied es anders als früher keiner der drei Bewerber tunlichst, den christlichen Namen der Partei zu erwähnen. Ganz im Gegenteil. Nun müssen den Worten nur noch Taten folgen.



Prälat Erich Läufer war bis zur Pensionierung Chefredakteur der Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln.

Erich Läufer

Positive Wende mit Beigeschmack

Während sich die Kirche in Deutschland zunehmend mit innerkirchlichen Problemen abquält, erfahren Katholiken in anderen Teilen der Welt durch Regierungen oder einen aufgeputschten Mob massiven Druck und Verfolgung. Erinnert sei an das – nun aufgehobene – Todesurteil, das in Pakistan gegen eine Frau verhängt wurde, weil sie öffentlich gesagt haben soll, dass Jesus und nicht Mohammed der wahre Prophet Gottes sei.

In der Volksrepublik China scheint Bewegung in die schwierige Situation zwischen Katholiken und Regierung zu kommen. Wer Kontakt zum China-Zentrum der Steyler Missionare in St. Augustin hat, erfährt, dass es eine „vorläufige Vereinbarung“ zwischen

der Volksrepublik China und dem Vatikan gibt, die den Konflikt um die Ernennung von Bischöfen entschärfen soll. Details bleiben geheim. Hat eine Seite der am Konflikt Beteiligten zu viel nachgegeben?

Seit 60 Jahren belastet dieser Streit die Katholiken in China. Es gibt Bischöfe, die vom Papst, und andere, die von der „Patriotischen Vereinigung“ der chinesisch-katholischen Kirche ernannt sind. Die mit Rom verbundenen Bischöfe und Katholiken mussten sich in die Untergrundkirche zurückziehen. Nun haben sich Rom und China gegenseitig als „zu repektierende Verhandlungspartner“ anerkannt. Rom hat sieben exkommunizierte Bischöfe der patriotischen Kirche wieder in

die „volle kirchliche Gemeinschaft“ aufgenommen. Papst Franziskus rief die Katholiken zur Versöhnung auf.

Viele sehen in dieser Entwicklung eine positive Wende. Mag sein. Fragen bleiben. Ist dieses Abkommen eine Anerkennung des chinesischen Systems? Wie wirkt es auf die Untergrundkirche, auf die 36 Bischöfe, die wegen ihrer Romtreue viele Jahre im Gefängnis gesessen haben oder in Haft gestorben sind? Papsttreue Gläubige wurden verfolgt, unter Druck gesetzt und nicht selten zu hohen Strafen verurteilt. Müssen sie sich jetzt verraten vorkommen? Sie verdienen unsere Bewunderung und brauchen weiter unsere Solidarität. Ein fader Beigeschmack bleibt.

Leserbriefe



Das Zentralkomitee der deutschen Katholiken hat sich mit großer Mehrheit gegen die Zölibatspflicht für Priester ausgesprochen.

Foto: KNA

Nicht ignorieren

Zu „ZdK zweifelt an Zölibat“ in Nr. 48:

Dass die Vollversammlung des Zentralkomitees der deutschen Katholiken eine Erklärung mit großer Mehrheit unter anderem darüber verabschiedet hat, die verpflichtende Ehelosigkeit für Priester abzuschaffen, ist zu begrüßen. Auch wenn sexueller Missbrauch von Minderjährigen durch katholische Kleriker durch Aufhebung des Zwangs-Zölibats nicht vollständig überwunden werden kann, so führt ein Blick auf protestantische und orthodoxe Kirchen doch zu der Frage, warum diese keinen vergleichbaren sexuellen Missbrauch Minderjähriger kennen.

Während sich Rabbiner, Imame oder protestantische Pfarrer verhei-

raten und ein Familienleben führen, sind katholische Priester aufgrund 1000-jähriger Satzung zu Keuschheit und Einsamkeit verurteilt. Will man sich mit den Verbrechen ehrlich auseinandersetzen und alles tun, um Abhilfe zu schaffen, will man ferner vermeiden, dass die Abwendung von der katholischen Kirche unvermindert anhält, wird man die Erklärung des ZdK nicht ignorieren können.

Dr. Robert Heuser, 86153 Augsburg

Anmerkung der Redaktion

Eine unabhängige Kommission warf kürzlich auch der Evangelischen Kirche vor, sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche jahrelang vertuscht zu haben. Täter wurden offenbar geschützt, Verantwortliche schwiegen. Die Kirche müsse Verantwortung übernehmen.



Jeder könne etwas gegen Armut tun, sagt der Freiburger Erzbischof Stephan Burger. Foto: KNA

Geld muss dienen

Zu „Jeder kann etwas tun“ in Nr. 46:

Alles hat eine Ursache: Gutes wie Böses. Erzbischof Stephan Burger nennt leider nicht die Hauptursache der Armut: das kapitalistische Geldsystem. Der Kapitalismus hat in seiner Geschichte immer nur eine Besitzstruktur erzeugt, die jeder sozialen Gerechtigkeit Hohn spricht. Alle Maßnahmen gegen die Armut sind daher nur Symptombekämpfungen. Das Übel muss an der Wurzel gefasst werden. Dem Geld muss seine wesensgemäße, dienende Funktion gegeben werden. Erst dann kann die Armut in eine lebenswerte Zukunft umgewandelt werden.

Richard Steinhauser, 88138 Sigmarzell

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.




Leserreise

19. bis 24. Mai 2019

Via Sacra Teil II – Unterwegs im Dreiländereck von Deutschland, Polen und Tschechien:
 Zittau | Zittauer Gebirge | Cunewalde | Bautzen | Friedenskirche Schweidnitz | Begegnungszentrum Gut Kreisau | Rumburg | Reichenberg | Haindorf




via sacra

Kommen Sie mit auf die Via Sacra Teil II und erkunden Sie historische Städte und Stätten sowie eine bezaubernde und abwechslungsreiche Landschaft. Auch wenn Sie bei der ersten Leserreise bereits dabei waren, werden Sie viel Neues entdecken!

- 1. Tag AUGSBURG – REGENSBURG – MARIENTHAL**
Anreise zum Kloster Marienthal, wo wir in modernen Gästezimmern übernachten.
- 2. Tag ZITTAU – ZITTAUER GEBIRGE – CUNEWALDE – BAUTZEN**
Am Morgen besichtigen wir das Kleine Zittauer Fastentuch und den Zittauer Epitaphenschatz, am Nachmittag Rundfahrt durch das Zittauer Gebirge mit Besichtigung der Dorfkirche Cunewalde und Bautzen.
- 3. Tag FRIEDENSKIRCHE SCHWEIDNITZ – GUT KREISAU – SCHLOSS FÜRSTENSTEIN**
Nach Besichtigung der Friedenskirche in Schweidnitz (Weltkulturerbe) und einem Mittagessen auf Gut Kreisau erhalten wir eine Führung durch Fürstenstein, die größte Schlossanlage Schlesiens.
- 4. Tag ENTLANG DER VIA SACRA DURCH BÖHMEN**
Heute entdecken wir Stationen der Via Sacra in Böhmen: Rumburg, Deutsch Gabel, Reichenberg und Haindorf stehen auf dem Programm.
- 5. Tag GÖRLITZ**
Am Vormittag gibt es eine gemeinsame Stadtbesichtigung, der Nachmittag ist zur freien Verfügung. Anschließend erhalten wir eine Führung durch die Kathedrale St. Jakobus, wo wir auch an einer Bischofsmesse teilnehmen können.
- 6. Tag MARIENTHAL – AUGSBURG**
Auf der Rückreise machen wir einen Stopp in Kamenz und besichtigen das Sakralmuseum St. Annen mit einer einzigartigen Sammlung Kamenz Altäre.

Eine Reisebegleitung ist immer mit dabei. Die Reise wird veranstaltet von Görlitz-Tourist. Alle Fahrten erfolgen mit einem 5-Sterne-Fernreisebus "Luxus Class" von Hörmann Reisen.

Partner der via sacra
GÖRLITZ-TOURIST **HÖRMANN REISEN**
am besten...

Preis pro Person im DZ: EUR 795,00
 Abfahrt: 07.30 Uhr Augsburg, Zustiege: 7.70 Uhr Friedberg und 09.30 Uhr Regensburg

Anmeldeschluss 24. März 2019
 Reiseprogramm anfordern bei: Tel. 0821 50242-32 oder Fax 0821 50242-82
 Katholische Sonntagszeitung · Leserreisen · Postfach 11 19 20 · 86044 Augsburg
 leserreise@katholische-sonntagszeitung.de

Ja, senden Sie mir umgehend Ihr Programm zur Leserreise „Via Sacra Teil II“

Name, Vorname _____

Straße, PLZ, Ort _____

Telefon _____

E-Mail _____

Frohe Botschaft

Dritter Adventssonntag – Gaudéte

Lesejahr C

Erste Lesung

Zef 3,14–17

Juble, Tochter Zion! Jauchze, Israel! Freu dich und frohlocke von ganzem Herzen, Tochter Jerusalem! Der HERR hat das Urteil gegen dich aufgehoben und deine Feinde zur Umkehr gezwungen. Der König Israels, der HERR, ist in deiner Mitte; du hast kein Unheil mehr zu fürchten.

An jenem Tag wird man zu Jerusalem sagen: Fürchte dich nicht, Zion! Lass die Hände nicht sinken! Der HERR, dein Gott, ist in deiner Mitte, ein Held, der Rettung bringt. Er freut sich und jubelt über dich, er schweigt in seiner Liebe, er jubelt über dich und frohlockt, wie man frohlockt an einem Festtag.

Zweite Lesung

Phil 4,4–7

Schwestern und Brüder! Freut euch im Herrn zu jeder Zeit! Noch einmal sage ich: Freut euch! Eure Güte werde allen Menschen bekannt. Der Herr ist nahe. Sorgt euch um nichts, sondern bringt in jeder Lage betend

und flehend eure Bitten mit Dank vor Gott!

Und der Friede Gottes, der alles Verstehen übersteigt, wird eure Herzen und eure Gedanken in Christus Jesus bewahren.

Evangelium

Lk 3,10–18

In jener Zeit fragten die Leute Johannes den Täufer: Was sollen wir also tun? Er antwortete ihnen: Wer zwei Gewänder hat, der gebe eines davon dem, der keines hat, und wer zu essen hat, der handle ebenso!

Es kamen auch Zöllner, um sich taufen zu lassen, und fragten ihn: Meister, was sollen wir tun? Er sagte zu ihnen: Verlangt nicht mehr, als festgesetzt ist!

Auch Soldaten fragten ihn: Was sollen denn wir tun? Und er sagte zu ihnen: Misshandelt niemanden, erpresst niemanden, begnügt euch mit eurem Sold!

Das Volk war voll Erwartung und alle überlegten im Herzen, ob Johannes nicht vielleicht selbst der Christus sei. Doch Johannes gab ihnen allen zur Antwort: Ich taufe

euch mit Wasser. Es kommt aber einer, der stärker ist als ich, und ich bin es nicht wert, ihm die Riemen der Sandalen zu lösen. Er wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen.

Schon hält er die Schaufel in der Hand, um seine Tenne zu reinigen und den Weizen in seine Scheune zu sammeln; die Spreu aber wird er in nie erlöschendem Feuer verbrennen.

Mit diesen und vielen anderen Worten ermahnte er das Volk und verkündete die frohe Botschaft.

Die Bußpredigt Johannes' des Täufers von Bartholomeus Breenbergh (1634, Ausschnitt), Metropolitan Museum of Art, New York.

Foto: gem



Gedanken zum Sonntag

Gerechtigkeit ins Leben bringen

Zum Evangelium – von Pater Klaus Schäfer SAC



Die Wirtschaft strebt nach Gewinnmaximierung. Sie will mit dem kleinsten finanziellen Aufwand den größten Gewinn machen. Das Leben der Menschen interessiert sie dabei wenig.

Dass die Arbeiter in der Dritten Welt unter lebensgefährlichen Bedingungen arbeiten oder gesundheitliche Folgen davontragen, wird nicht beachtet. Die Menschen in der Wirtschaft beruhigen ihr Gewissen damit, dass sie diesen produzierenden Menschen schließlich Arbeit und Lohn bringen. Selbst vor Kinderarbeit schrecken sie nicht zurück.

Wenn die in den Medien kursierenden Angaben stimmen, verdient ein Topmanager einer Sportmarke im Jahr mehr Geld als alle für diese Firma produzierenden Menschen in einem asiatischen Land zusammen. Wir, die Kunden, bekommen davon nichts mit. Es geschieht ja in fernen Ländern, oft auf einem anderen Kontinent. Nur wenn man darauf gestoßen wird oder gezielt danach recherchiert, erfährt man davon.

Das Evangelium spricht sehr deutlich von Gerechtigkeit. Diese gilt es nicht nur innerhalb der Familie oder der Nation zu leben. Im Zeitalter der Globalisierung ist weltweite Gerechtigkeit gefragt. Bezeichnend ist das Wort des Johannes an die Soldaten: „Misshandelt niemanden, erpresst niemanden, begnügt euch mit eurem Sold!“

Mit anderen Worten: Niemand soll seine Macht missbrauchen, weder die militärische noch die wirtschaftliche. Doch was kann ein einfacher Bürger schon tun, damit globale Gerechtigkeit Wirklichkeit wird? Ganz einfach: Es liegt an jedem Einzelnen von uns, was wir kaufen und wo wir das tun.

Der Einkauf fair gehandelter Waren ist ein einfacher und für jeden gangbarer Weg, um sicherzustellen, dass das ausgegebene Geld zum Großteil auch beim Erzeuger ankommt. Bei Lebensmitteln kann man dazu noch davon ausgehen, dass fair gehandelte Produkte bei uns als „bio“ eingestuft werden. Es gibt inzwischen auch große Handelskonzerne, die fair gehandelte Erzeugnisse in ihr Angebot aufgenommen haben.

Weiterhin können wir in Geschäften nachfragen, ob sie nicht fair gehandelte Artikel mit in ihr Angebot aufnehmen wollen. Je mehr Menschen nachfragen, desto größer ist die Wahrscheinlichkeit und der Anreiz, dass das Sortiment diesbezüglich erweitert wird. Damit Fair-Trade-Waren dort weiterhin verbleiben, müssen sie auch angenommen werden – auch von uns.

Wir können uns außerdem darüber informieren, welche Handelskette darauf achtet, dass ihre Produkte nicht durch Kinderarbeit erzeugt werden und dass die Arbeiter unter ähnlichen Bedingungen arbeiten, wie es bei uns in Deutschland Standard ist.

Stellen wir uns unserer globalen Verantwortung – nicht nur im Advent!



Gebet der Woche

Allmächtiger Gott,
sich gütig auf dein Volk,
das mit gläubigem Verlangen
das Fest der Geburt Christi erwartet.
Mach unser Herz bereit
für das Geschenk der Erlösung,
damit Weihnachten für uns alle
ein Tag der Freude und der Zuversicht werde.
Darum bitten wir durch Jesus Christus.

Tagesgebet vom dritten Adventssonntag

Glaube im Alltag

von Max Kronawitter



Fast immer, wenn ich im Internet etwas bestelle, erscheinen neben dem Produkt kleine Sternchen oder Bewertungszahlen. Daran lässt sich die Zufriedenheit der Kunden ablesen, die diesen Artikel bereits bestellt haben. Bei vielen Anbietern lässt sich sogar der Wortlaut dieser Anmerkungen abrufen. Manche Käufer liefern sehr detaillierte Beschreibungen, was ein Gerät leistet und wo seine Grenzen liegen, welche Vorteile, aber auch welche Nachteile es bietet.

Zunächst war ich begeistert von dieser Möglichkeit, mehr über ein Produkt zu erfahren, als dem Werbetext des Herstellers zu entnehmen ist. Endlich, so dachte ich, kann dir kein Verkäufer mehr unbrauchbare Ware andrehen.

Mittlerweile gibt es immer wieder Berichte, dass manche Händler positive Bewertungen kaufen. Doch auch wenn das eher die Ausnahme sein sollte, so habe ich mit Online-Bewertungen zunehmend Probleme. Sie verwirren mich mehr als sie mir helfen. Mag ein Produkt in noch so höchsten Tönen gelobt werden – nahezu immer findet sich eine Bewertung, die das Gegenteil aussagt und vor einem Kauf warnt. Eben hat man sich durch ein Dutzend Kaufempfehlungen durchgearbeitet, da schürt eine weitere die Angst, man könnte ein völlig unbrauchbares Teil erwerben. „Kann etwas gut sein, womit jemand derart schlechte Erfahrungen gemacht hat?“, frage ich mich dann zweifelnd.

Für mich zeigen Produktbewertungen im Internet, dass es nichts

gibt, was allen als „gut“ oder allen als „ungeeignet“ erscheint. Jeder hat andere Erwartungen, jeder hat ein anderes Anforderungsprofil. Und – auch das kann man dabei feststellen – was dem einen als Stärke erscheint, stellt für einen anderen einen Nachteil dar. Was der eine als „robuste, massive Bauweise“ lobt, ist einem anderen „unnötiges, verzichtbares Gewicht“.

Allen alles recht?

Internetbewertungen belegen, was man auch sonst oft feststellt: Mag etwas noch so gut angelegt sein, es gibt immer Menschen, die sich daran stören, die sich darüber aufregen und dagegen Stimmung machen. Kirchenleute, Politiker oder ehrenamtlich Engagierte können ein Lied davon singen. Man kann es nicht allen recht machen, sagt eine alte Lebensweisheit.

Auch in der Bibel gibt es dazu eine tröstliche Episode. Es sind dieselben, guten Samenkörner, die ein Sämann verteilt. Ob sie Frucht bringen, hängt jedoch davon ab, auf welchem Boden sie landen.

Wer sich das vor Augen führt, kann gelassener werden. Nicht jede Kritik muss dann alles in Frage stellen und zu Selbstzweifeln führen. Manchmal muss man sich sagen: Was ich mache, ist richtig und gut – nur nicht für jeden.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
Psalterium: 3. Woche, dritte Adventswoche

Sonntag – 16. Dezember
Dritter Adventssonntag – Gaudete
Messe vom 3. Adventssonntag, Cr, Prf Advent II, feierlicher Schlusseggen (rosa/violett); 1. Les: Zef 3,14-17, APs: Jes 12,2.3 u. 4bcd.5-6, 2. Les: Phil 4,4-7, Ev: Lk 3,10-18



Montag – 17. Dezember
O Sapiëntia – O Weisheit
Messe vom 17. Dezember (violett); Les: Gen 49,1-2.8-10, Ev: Mt 1,1-17

Dienstag – 18. Dezember
O Adonai – O Herr

Messe vom 18. Dezember (violett); Les: Jer 23,5-8, Ev: Mt 1,18-24

Mittwoch – 19. Dezember
O radix lesse – O Spross aus Isais Wurzel

Messe vom 19. Dezember (violett); Les: Ri 13,2-7.24-25a, Ev: Lk 1,5-25

Donnerstag – 20. Dezember
O clavis David – O Schlüssel Davids
Messe vom 20. Dezember (violett); Les: Jes 7,10-14, Ev: Lk 1,26-38

Freitag – 21. Dezember
O Oriens – O Morgenstern
Messe vom 21. Dezember (violett); Les: Hld 2,8-14 oder Zef 3,14-17, Ev: Lk 1,39-45

Samstag – 22. Dezember
O Rex gëntium – O König aller Völker
Messe vom 22. Dezember (violett); Les: 1 Sam 1,24-28, Ev: Lk 1,46-56

WORTE DER HEILIGEN:
STURMIUS VON FULDA

Strenge um der Freiheit willen

Sturmius schildert die Erfahrungen, die er in Jumièges und anderen Klöstern gemacht hat, und will eine ähnliche Ordnung in seinem eigenen Kloster gewahrt sehen.

Der Abt schreibt: „Die Väter der Klöster wetteifern eifrig und mit größter Sorgfalt, die heilige Mönchsregel zu beobachten, um ihren Mitbrüdern das Notwendige an Lebensmitteln und Kleidung zu gewährleisten, um ihnen so jeden Anlass zu weltlicher Sorge zu nehmen, um den todbringenden Virus des Privatbesitzes und Murrens auszuschließen und sie so zur Erfüllung ihrer Berufung zu befähigen. Denn sie wenden die Schenkung von Almosen oder jede beliebige Gabe oder die Einkünfte aus ihren Besitzungen besonders dafür auf, um ihren Mitbrüdern das Notwendige, aber nicht Überflüssiges zu verschaffen, damit sie von ihnen in größerer Freiheit die Einhal-



tung des heiligen Gelübdes fordern können: So können sie jede ängstliche Sorge um irdischen Besitz hintanstellen und gemäß den Vorschriften der Regel sich eifrig darum kümmern, die Seelen zu gewinnen.

Im Oratorium [Gebetsraum] herrsche größtes Stillschweigen, höchste Ehrfurcht beim Vortrag der Psalmen, eine höhere Disziplin beim Singen und größte Ordnung beim Stehen im Chor. Alles, was zu tun ist, geschehe maßvoll, eine ungeordnete Eile werde bei allem vermieden und, wann immer das Zeichen ertönt, komme man schnellstens zusammen.“

Weitere Bestimmungen folgen für das Verhalten in der Sakristei, im Gästetrakt, im Refektorium, im Kloster selbst, im Schlafräum, außerdem das Verhalten beim gemeinsamen Gebet zu den verschiedenen Gebetszeiten.

Heiliger der Woche

Sturmius

geboren: um 715 wohl in Bayern
gestorben: 17. Dezember 779 in Fulda
heiliggesprochen: beim Zweiten Laterankonzil 1139
Gedenktag: 17. Dezember

Sturmius schloss sich Bonifatius an, der ihn im Kloster Fritzlar in das monastische Leben einführen und ausbilden ließ. Um 740 zum Priester geweiht, wirkte er zunächst missionarisch in Hessen. 744 vertraute ihm Bonifatius die Gründung des Klosters Fulda an (Foto: gem), dessen erster Abt er wurde und dessen Unabhängigkeit er später erreichte. Sturmius lernte in Montecassino das benediktinische Leben näher kennen. 754 ließ er die Gebeine des heiligen Bonifatius in seine Abtei überführen, wodurch diese zum Anziehungspunkt für viele Pilger auch aus dem angelsächsischen Raum wurde. Im Zuge der Auseinandersetzungen mit dem Erzbischof von Mainz, der Fulda seinem Einflussbereich unterordnen wollte, wurde er nach Jumièges in der Normandie verbannt. 765 zurückberufen, erkrankte er während eines Feldzugs gegen die Sachsen und verstarb. Sein Neffe Eigil verfasste seine Lebensgeschichte. red

„Wir sahen auch anderes, was der Beobachtung wert ist, wenn einer zur Vollkommenheit im Schweigen gelangen will: Keiner der Brüder nahm sich heraus, an irgend einem Ort irgend etwas zu sprechen, außer zwei Brüdern, denen dazu der Auftrag gegeben war. In der Kirche sprach keiner ein Wort außer dem göttlichen Officium [Stundengebet] und den Gebetsworten. Wenn einer etwas sagen musste, zupfte er am Gewand des Abtes oder eines anderen Bruders und bezeichnete durch Nicken diesen oder jenen Ort [an dem er etwas sagen wollte]. Nachdem die Sache mit ganz wenigen vernünftigen Worten dargelegt war, entfernten sie sich sogleich wieder, aus Furcht, aufgrund der notwendigen Worte in schädliches, unnützes Geschwätz zu geraten.“

Abt em. Emmeram Kränkl; Foto: oh

Sturmius finde ich gut ...



„Sturmius' markante Eigenschaften sind Pflichtgefühl, Zuversicht, Liebe – Glaube und Vertrauen auf die Weisheit des Lehrers Bonifatius ihr Fundament. Gegen seine Neigung wird er Abt des in der Einöde gegründeten Klosters. Bei der Verteidigung der Eresburg vor den Sachsen erkrankt er. Sein nahes Ende verkündet Glockengeläut. Sorgen machen ihm sein Seelenheil und die Zukunft des Klosters. Sterbend bittet er um Vergebung und Gebetshilfe, ermahnt zu Frieden und Liebe. Allen, sogar seinem Rivalen Erzbischof Lul von Mainz, vergibt er. Das leuchtet auch über mehr als ein Jahrtausend herüber zu uns.“

Gereon Becht-Jördens, Latinist und Historiker, Spezialist für die Geschichte des Klosters Fulda im Mittelalter

Zitate

von Sturmius

Sturmius war beeindruckt von der Liebe der Brüder zueinander, wie er sie in einem auswärtigen Kloster vorfand:

„Sie waren von solch großer Liebe zueinander erfüllt, dass im Falle einer längeren Abwesenheit eines Bruders um des gemeinsamen Nutzens willen alle nach ihm eine so große Sehnsucht hatten, dass keine Mutter eine größere Sehnsucht nach ihrem einzigen Sohn hätte haben können, bis er zurückkehrte. Wenn er zu den Seinen zurückgekehrt war, fielen sie ihm sogleich um den Hals und küssten ihn in brüderlicher Zuneigung. So erfüllten sie das Wort, das der Herr im Evangelium spricht: ‚Dann werdet ihr wahrhaft meine Jünger sein, wenn ihr einander liebt‘ (Joh 13,35).“

Die letzten Worte von Sturmius an seine Mitbrüder:

„Erzeigt euch immer würdig und seid so in eurem Lebenswandel, dass ich mit Fug und Recht [bei Gott] für euch bitten kann, dann will ich tun, was ihr verlangt.“

KIRCHE IM HEILIGEN LAND

„Lebendige Steine“ in Gefahr

Ausgerechnet an seiner Ursprungsstätte hat das Christentum einen schweren Stand

JERUSALEM – Gerade in der Adventszeit geht der Blick ins Heilige Land, zu den Christen, die dort leben. Ausgerechnet an der Ursprungsstätte des Christentums ist der Glaube an den auferstandenen Gottessohn in Gefahr: Manch ein Beobachter meint gar, die Kirche stehe in der Region kurz vor der Auslöschung.

Die Sorge ist nicht neu: Schon 1964 äußerte Papst Paul VI., er befürchte, „dass das Land Jesu eines Tages keine lebendigen Steine mehr hat“. Dieser Prozess hat in den vergangenen Jahren geradezu galoppierende Züge angenommen. Viele Christen im Heiligen Land, die als „lebendige Steine“ vom Ursprung der Kirche künden, sehen aufgrund der politischen Instabilität und der wirtschaftlichen Misere in der Gegend keine Zukunft mehr.

Durch die israelische Sperrmauer, die das ganze Westjordanland einschließt, haben viele palästinensische Familienväter ihre Arbeit in Jerusalem oder in den benachbarten Orten verloren. Sie fühlen sich eingesperrt. Die palästinensische Autonomie nennen sie mit bitterer Ironie die Selbstverwaltung ihres eigenen Gefängnisses.

Für Christen kommt oftmals die Diskriminierung durch muslimische Nachbarn hinzu. Mancher verkauft seinen Grund und Boden oder den Familienschmuck, um genug für die nächsten Monate oder Jahre oder die nötigen Mittel zur Auswanderung zu haben.

Viele in Bethlehem, dem Geburtsort Jesu, arbeiten im Tourismus. Doch die meisten Pilger- oder Reisegruppen halten sich dort nur für einen kurzen Besuch auf. Jeder Pilger, der heute ins Land der Bibel reist, bedeutet ein sichtbares Zeichen der Hoffnung und der Solidarität. Solche Reisen zu den Ursprüngen des Glaubens sind auch für die Pilger ein großer Gewinn: Sie sehen die Landschaft, durch die bereits Jesus gewandert ist, erleben die Stätten, an denen er wirkte.

Ein Besuch in der geistlichen Heimat aller Christen ist gleichsam wie ein „Fünftes Evangelium“. Um den „lebendigen Steinen“ hautnah begegnen zu können, ist es sinn-



◀ Zeichen der Hoffnung am Symbol der Trennung: Die Ikone an der israelischen Sperrmauer bei Bethlehem zeigt Unsere liebe Frau, die Mauern einreißt.

voll, dass die Pilger wenigstens einen halben Tag in einer christlichen Gemeinde verbringen, mit den Christen dort beten, singen und sich austauschen. So lernen sie nicht nur die Menschen und ihr Glaubensleben kennen, sondern auch deren Sorgen und Nöte. Nicht selten entstehen echte Freundschaften.

Christsein im Heiligen Land bedeutet die Berufung zu einem schwierigen Leben zwischen allen Stühlen. Die meisten Christen in Israel, dem Westjordanland und dem Gazastreifen sprechen Arabisch. Sie

leiden gemeinsam mit ihren palästinensischen Nachbarn unter der israelischen Besatzung, sind aber zugleich durch ihre Religion von ihnen getrennt. Das macht sie für viele Juden und Muslime gleichermaßen zu Mitbürgern zweiter Klasse.

Dabei stehen die Christen wie keine andere gesellschaftliche Gruppe im Nahen Osten für eine zentrale Botschaft: Unabhängig von Abstammung oder Sprache sind alle Menschen Kinder des gleichen Schöpfers. Juden, Muslime und Christen sind Nachkommen des gleichen Vaters Abraham.

Einerseits haben die Christen ihre religiösen Wurzeln im Judentum: Mit den Juden verbindet sie das Alte Testament. Während diese auf das Kommen des Messias warten, der ein Friedensreich errichten wird,

harren die Christen auf die Wiederkunft Jesu in seiner sichtbaren Herrlichkeit. Andererseits verbindet die Christen im Heiligen Land mit den Muslimen ihre gemeinsame Sprache und Kultur.

Sie stehen auf Jesu Seite

Juden und Muslime sind oft gleichermaßen exklusiv in ihren Ansichten: Das ist unser von Gott verheißenes Land, sagen sie. Und: Dieses Land ist das Land unserer Väter – deshalb gehört es uns! Den Christen dagegen geht es nicht um

den Besitz des Landes. Es geht ihnen nicht darum, auf Seiten der Juden oder der Muslime zu stehen. Sie stehen auf Jesu Seite.

Christen leben aus dem Bewusstsein, dass das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist. Sie vermögen so, in hoffnungslos erscheinenden Situationen Hoffnung zu säen. Ob und wie lange sie das im Heiligen Land noch tun können, steht auf einem ganz anderen Blatt. Zu verhindern, dass die biblischen Stätten und Heiligtümer eines Tages nur noch Museen sind, ist eine enorme Herausforderung. *Karl-Heinz Fleckenstein*



▲ Zeichen der Solidarität: Beim Besuch europäischer Pilger in einer christlichen Gemeinde des Nahen Ostens entstehen oft Freundschaften. *Fotos: Fleckenstein*



OHNE JEDE RÜCKSICHT AUF EINE FREMDE KULTUR

Indianer-Mission als Marterpfahl

Warum Häuptling Sitting Bull kein Christ wurde und der „Apostel der Sioux“ scheiterte



▲ Alexis von der Alexis Nakota Sioux Nation in Alberta erinnerte am letztjährigen Gedenktag der Jungfrau von Guadalupe an die Gräueltaten, denen sich sein Indianerstamm im Reservat ausgesetzt sah. Foto: Erzdiözese Edmonton

Einst galten sie als das kriegsreichste Volk auf dem nordamerikanischen Kontinent: Die Sioux lehrten die weißen Siedler das Fürchten. Später, im Reservat, wurden sie von einem Benediktiner missioniert. Bei Häuptling Sitting Bull hatte Pater Martin Marty jedoch keinen Erfolg. Der Stammesführer starb am 15. Dezember 1890, ohne zum Christentum bekehrt worden zu sein.

Als die Büffel – die Lebensgrundlage der Sioux – beinahe ausgerottet waren und die US-Armee die Jagdgründe endgültig besetzte, mussten sich auch die letzten indigenen Widerstandskämpfer mit ihren Familien ins Reservat begeben. Dort, im Reservat Standing Rocks, wurden sie vom Benediktiner Martin Marty und dessen Gehilfen missioniert und „zivilisiert“.

Während sich der Häuptling Red Cloud gegen Ende seines Lebens katholisch taufen ließ, fand Sitting Bull keinen Zugang zu dem von den Weißen vorgestellten, neuen Glauben. Ob der einstmalige Krieger Red Cloud von der neuen Religion vollumfänglich überzeugt war, ist auch nicht sicher – aber er ließ sich zusammen mit seiner Familie taufen.

Er fand möglicherweise, der „Wasser-Zauber“ könne nicht schaden.

Sitting Bull war nicht nur ein Krieger, sondern auch ein spiritueller Führer. Er hatte ein Charisma, mit dem er einst verfeindete Stammesführer zu einem gemeinsamen Handeln zusammenbringen konnte. So besiegte er als Befehlshaber der vereinigten Sioux, Cheyenne und Arapaho in der Schlacht am „Little Big Horn“ im Juni 1876 sogar ein ganzes Regiment der US-Kavallerie.

Auch als betagter Anführer hielt Sitting Bull noch an seiner traditionellen Weltanschauung fest. Damit forderte er die Missionare immer wieder aufs Neue heraus. Einstmals reiste Marty dem Häuptling sogar nach Kanada nach, wohin dieser mit seiner Nation ausgewichen war.

Als der Benediktinermönch 1860 vom Kloster Einsiedeln in der Schweiz nach Amerika gekommen war, zählte die US-Föderation 33 Staaten. Abraham Lincoln, der ganz in der Nähe von Marty's Wirkungs-ort St. Meinrad in Indiana an der damaligen Grenze seine Kindheit verbracht hatte, wurde eben zum 16. Präsidenten gewählt. Im selben Jahr erfand Christopher Miner Spencer das Spencer-Repetiergewehr, das bald gegen die Indianer zum Einsatz

kam. Und das Land stand vor dem Sezessionskrieg.

Die Besetzung des Wilden Westens durch weiße Siedler war in vollem Gange. Das Eisenbahnnetz wurde immer tiefer in die einstmaligen Indianer-Territorien geführt. Das Leben der ansässigen Indianer wurde durch eine Vielzahl von Gewalterfahrungen geprägt.

Die für die Kultur der Sioux lebenswichtigen Bisons waren schon beinahe ausgerottet. Die Prärien, auf denen diese Büffel gegrazt hatten, wurden von weißen Siedlern mit dem in jener Zeit patentierten und umgehend in riesigen Mengen produzierten Stacheldraht umzäunt. Nun gehörten Rinderweiden, militärische Forts, Siedlungen, Straßen und Eisenbahnen zum Landschaftsbild des Mittleren Westens.

Kolonialisierung und Parzellierung drängten die Indianer auf wenige Restflächen zurück, die ihnen als Reservate zugewiesen wurden. Dort gab es fast kein Ausweichen mehr vor der westlichen Zivilisation. Nach der Landbesitznahme hatte die Epoche der spirituellen Eroberung begonnen.

Historiker Manuel Menrath von der Universität Luzern veröffentlicht in seinem Buch „Mission Sit-

ting Bull“, das im Verlag Ferdinand Schöningh erschienen ist, Details über die Bekehrungsgeschichte, der Martin Marty sein Leben widmete. Dem Kirchenmann aus der Schweiz wird dafür bis heute Wertschätzung zuteil. Gar als „Apostel der Sioux“ wird er bezeichnet. Der „Lean Chief“ (Hagerer Häuptling) oder „Schwarzrock“, wie die Sioux ihn nannten, ließ um das Jahr 1877 das erste Internat für die durch Behörden und Kirche von den Eltern getrennten Indianerkinder im neuen Reservat Standing Rock bauen.

Die Sioux erlebten die Missionierung als Trauma und Tragödie: Zu spät erkannten sie, dass der neue Glaube nicht mit dem alten verbunden werden durfte. Die katholischen Glaubensboten aus Europa waren nicht in böser Absicht gekommen, aber sie waren gefangen in den Ansichten ihrer Zeit: Geradezu besessen von ihrer Missions-Sendung, opferten sie sich hingebungsvoll und rieben sich für ihre Aufgabe beinahe auf. Sie sahen sich auch in Konkurrenz mit genauso eifrigen protestantischen Missionaren.

„Respektlos zerstört“

Der heutige Benediktiner-Abt des Stammklosters von Marty in Einsiedeln, Urban Federer, erklärt dazu in Manuel Menraths Buch: „Das Wirken unserer Mönche in den USA war geprägt von den damals vorherrschenden Überzeugungen und Einstellungen. Ihr Eurozentrismus hatte auch fatale Auswirkungen – es wurde in diesem Verständnis zivilisiert. Die Kultur der indigenen Völker wurde respektlos zerstört.“

In der Sioux-Sprache gab es für Begriffe wie „Gott“ oder „Engel“ keine adäquate Übersetzung. Die Sioux kannten auch keinen Teufel. Ihr traditioneller Spiritismus bezog sich auf die sie umgebende Welt. Sie kannten vier Mächte, die über das Universum herrschten. Diese waren wiederum in Hierarchien unterteilt.

Grundlage dieser Mächte war „wakan“, die geheimnisvolle Lebens- und Schöpferkraft, die als Ganzes als Weltseele „Wakan Tanka“ (Großes Geheimnis) bezeichnet wurde. Dinge, Naturerscheinungen oder Menschen mit herausragenden oder ungewöhnlichen Eigenschaften waren ebenfalls „wakan“. In ihnen offenbarte sich die Existenz der übernatürlichen Mächte.

Das Unvermögen – oder fehlende Bemühen – der christlichen Euro-Amerikaner, die indianische Religion auch nur ansatzweise als eine gleichwertige Alternative zu akzeptieren, wie auch ihr Glaube, im Besitz der absoluten Wahrheit zu sein, begründeten ihre Überzeugung, dass allein die westliche Kultur da-seinsberechtigt wäre. Diese Intoleranz brachte unsägliches Leid über die indianischen Gesellschaften.

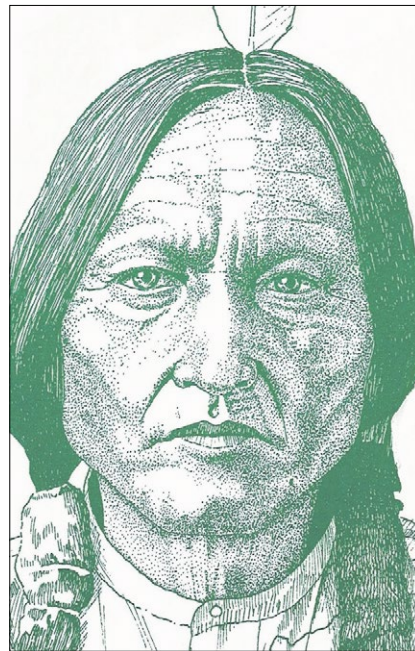
Richard Henry Pratt, damals Hauptmann der US-Armee, vertrat die Meinung, dass die Umerziehung der Indianer-Kinder nur gelingen könne, wenn man sie fern ihrer vertrauten Umgebung aufwachsen lasse. Die Regierung stellte ihm als Anstalt einen ehemaligen Armeeposten in Carlisle (Pennsylvania) zur Verfügung. Hier richtete er eine Gehirnwäsche-Schule ein, die „Indian Industrial School“. „Töte den Indianer in ihnen, behalte den Menschen“ war Pratts Devise. Nur so lasse sich die indianische Vergangenheit ausmerzen.

Mehr als 10 000 Kinder wurden ihren Eltern entrissen und hatten seine Schule zu überstehen – ohne markante bildungstechnische Erfolge. Das Internat der Benediktiner in Standing Rock (South Dakota) funktionierte nach ähnlichen Grundsätzen. Als erstes schnitt man den Indianer-Kindern die Haare, steckte sie in westliche Kleidung – und verbot ihnen den Gebrauch der Muttersprache.

Der Sioux-Häuptling Luther Standing Bear, der ebenfalls eine solche Schule durchlaufen hatte, kommentierte die Ignoranz des Andersseins später so: „Für die Weißen ist es offenbar schwierig zu begreifen, dass auch Menschen, die anders als sie das Leben gestalten, einen fortschrittlichen Höhenweg beschreiten.“



▲ So sehr sich der Missionar und Bischof von St. Cloud in Minnesota, Martin Marty (links), bemühte: Sioux-Häuptling Sitting Bull ließ sich nicht taufen. Foto: St. Cloud



Sitting Bull konnte die christliche Religion schlichtweg nicht verstehen. „Manitou schuf mich als Indianer. Wenn der Große Geist gewollt hätte, dass ich ein weißer Mann bin, hätte er mich so geschaffen. Adler müssen keine Krähen sein.“

Blutiges Ritual

Zum Beispiel verboten ihm die Missionare das Trance-Spektakel des Sonnentanzes. Dies ist in der Tat ein blutiges Ritual, bei dem sich die einzelnen Indianer selbst großen Schmerzen aussetzen. Dazu haken sie sich mit Schnüren verbundene Holzstücke unter die Haut an Brust oder Rücken. Die Schnüre werden an einen Baum gebunden, um den die Teilnehmer vier Tage lang von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang tanzen.

Für die Missionare war das ein Akt der Barbarei. Für die Sioux war

es aber weit mehr als dies. Für sie galt es, im Ritual für das Wohlergehen ihrer Gemeinschaft ein wirklich kostbares Opfer darzubringen: ihr eigenes Fleisch und Blut. Als Sitting Bull in einer Kirche Jesus am Kreuz mit Dornenkrone und blutüberströmtem Körper sah, fragte er, warum denn der Sonnentanz verboten wurde, aber dieses Bild nicht.

Kurz: Bischof Marty konnte die Spiritualität von Sitting Bull nicht verstehen. Und Sitting Bull konnte Martys Gott nicht verstehen. Der Häuptling wurde am 15. Dezember 1890 bei einem Handgemenge mit Indianerpolizisten vor seiner Heimstatt am Grand River in South Dakota erschossen, ohne zum Christentum bekehrt worden zu sein.

Luther Standing Bear, ein „assimilierter“ Indianer, beschreibt in seinen Erinnerungen ein Erlebnis, welches das Missverstehen und die Ignoranz eindrücklich illustriert.

Er hatte in einer Zeitung gelesen, dass Sitting Bull in einem der Theater Philadelphias sprechen würde. Er ging hin, der Eintritt kostete 50 Cents. Auf der Bühne saßen vier indianische Männer, unter ihnen Sitting Bull, außerdem zwei Frauen und zwei Kinder.

Ein weißer Mann kam auf die Bühne und stellte Sitting Bull als „der Mann, der General George A. Custer tötete“ vor – was nicht stimmte. Sitting Bull stand auf und richtete sein Wort an das Publikum. Er sprach in der Sioux-Sprache – Englisch konnte er weder verstehen noch sprechen.

Er sagte: „Mein Freunde, ihr weißen Leute, wir sind hier unterwegs nach Washington, um dem großen weißen Vater, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten, zu begegnen. Ich treffe hier so viele weiße Leute und sehe, was sie tun – und ich bin zuversichtlich, dass meine Kinder eines Tages ebenso leben werden wie sie. Es gibt keinen Grund mehr, weiter zu kämpfen. Die Bisonherden sind verschwunden – wie auch das übrige Wild. Wir reisen nun nach Washington, um dem großen weißen Vater die Hand zu reichen und ihm all dies zu erklären.“

Danach setzte er sich wieder hin. Er hatte General Custer mit keiner Silbe erwähnt. Aber der Moderator kam wieder auf die Bühne und schilderte dem Publikum, welche schreckliche Details zum Drama im Kampf gegen den General Custer soeben zu vernehmen gewesen seien.

Dritte Welt in den USA

Das Indianerreservat Standing Rock präsentiert sich heute weitgehend trostlos – es scheint ein Stück „Dritte Welt“ inmitten der USA zu sein. Beinahe die Hälfte der Nachfahren der stolzen Krieger lebt unter der Armutsgrenze. Außer Jobs im Tourismus und in zwei Spiel-Casinos, welche der Stamm betreiben darf, gibt es kaum Perspektiven. Der Alkoholkonsum liegt über dem landesüblichen. Zum christlichen Glauben bekennen sich noch viele der Eingeborenen. Manche kombinieren christliche Bräuche wieder mit indianischen Traditionen und Ritualen.

Wenn Sitting Bull in der weißen amerikanischen Bevölkerung seiner Epoche als Unruhestifter und Feind wahrgenommen worden war, so änderte sich seine Beurteilung im Laufe des 20. Jahrhunderts. Der charismatische Häuptling wurde allmählich zu einer Symbolfigur stilisiert: zum Widerstandskämpfer gegen die Entrechtung und die weitgehende Vernichtung seines indianischen Volkes und dessen Kultur. *Karl Horat*



▲ In der Schlacht am „Little Big Horn“ 1876 siegten die Indianer unter Sitting Bull über die US-Kavallerie.

Foto: imago

Weyers' Welt

Heute ist die dritte Adventskerze dran. Kerzenlicht ist zutraulich und schafft Atmosphäre. Kerzenfeuer ist etwas für das Gemüt. Im Evangelium des dritten Adventsontags ist auch von Feuer die Rede. Aber das ist gar nicht so gemütlich. Johannes bringt den Leuten bei, dass sie eine sehr ungewöhnliche Taufe bekommen, nämlich eine mit Feuer. Das hört sich nicht so harmlos an und ist es auch gar nicht. Es hört sich vor allem nicht nach der Beleuchtung an, die wir mit dem Advent verbinden.

Heutzutage wird der Begriff Feuertaufe etwa benutzt, wenn ein neues Automodell sich auf dem Markt bewähren muss. Ursprünglich ist die Feuertaufe im Krieg der erste Kampfeinsatz des Soldaten, bei dem es um Leben und Tod geht. In unserem Sprachgebrauch ist von Feuertaufe die Rede, wenn sich ein Mensch zum ersten Mal in seinem Leben in einer außerordentlichen Situation bis an seine Grenzen zu bewähren hat.

Es geht also bei der Feuertaufe nicht um einen Ritus, bei dem der Herr Pfarrer über dem Täufling etwa eine Wunderkerze abbrennen lässt. Es geht um die ganze. Das muss beileibe nicht nur ein Kriegserlebnis sein. Es gibt genug Menschen, die eine Feuerprobe ihrer Liebe oder ihrer Treue durchhalten mussten.

Aber was hat das mit uns im Advent zu tun? Johannes will uns sagen, dass unser Glaube uns auch in die schlimmsten Prüfungen, Auseinandersetzungen und Anfechtungen bringen kann. Glaube ist kein Lebensvollzug aus der Tiefkühltruhe und kein Urlaub im Wellnesszentrum.

Die Märtyrer haben die Feuertaufe der ungebrochenen Treue bestehen müssen. Unsere Zeit hat ihre eigenen Erlebnisse der Feuertaufe. Wir sollen das nicht unterschätzen. Aber bitte keine Panik. Johannes sagt, dass wir da nicht alleine durchmüssen. Der Heilige Geist ist mit und in uns.



Pfarrer
Klaus Weyers

„Habe nichts alleine erreicht“

Film-Serie erzählt das Leben Nelson Mandelas – Jetzt auf DVD und Blu-ray

Kämpfer für die Menschenrechte, Friedensnobelpreisträger, Präsident – Nelson Mandela hat die Geschichte Südafrikas entscheidend mitgeprägt. Jahrzehntlang bekämpfte er die Apartheid. Mehrfach saß er dafür im Gefängnis. Wie der Einsatz für Gerechtigkeit sein ganzes Leben durchzog, erzählt filmisch der Mehrteiler „Madiba“, der jetzt auf DVD und Blu-ray erschienen ist.

„Madiba“ ist der Name von Mandelas Clan. Viele Südafrikaner benutzen ihn wie einen Ehrentitel, wenn sie über den ersten schwarzen Präsidenten ihres Landes sprechen. Die sechsteilige Miniserie beginnt 1927, als der neunjährige Mandela auf Wunsch seines sterbenden Vaters vom Oberhaupt seines Stammes aufgenommen wird.

„Ich hatte in meinem Leben viele Namen“, berichtet der erwachsene Mandela, der seine Geschichte als Ich-Erzähler im Hintergrund kommentiert. „Doch der vielleicht passendste war mein erster Name, den mir meine Eltern gegeben hatten. Er lautete Rolihlahla, das soviel bedeutet wie Unruhestifter.“

Sein Ziehvater schickt ihn auf eine christliche Schule, wo er den Vornamen Nelson erhält. Mit seinem Stiefbruder Justice verbindet ihn eine enge Freundschaft. Beide studieren und entfliehen dem Dorfleben nach Johannesburg, wo sie sich als Arbeiter in einer Goldmine verdingen. Hier erlebt Nelson erstmals die Unterdrückung der Schwarzen durch weiße Aufseher.

Mandela tritt dem Afrikanischen Nationalkongress (ANC) bei und avanciert zu einem seiner führenden Köpfe. Erste Erfolge erreicht die Bewegung etwa durch einen Busboykott, mit dem schwarze Pendler eine auf sie abzielende Fahrpreiserhöhung abwenden. Den Preis für Nelsons Erfolge zahlt zunehmend seine Familie: Seine Frau Evelyn und die Kinder bekommen ihn aufgrund seines Engagements für den ANC kaum noch zu Gesicht.

Der endgültige Beginn eines langen Kampfs sind für Mandela die Apartheidsgesetze, welche die weiße Regierung – allen voran der „Minister für Eingeborenenfragen“ – Anfang der 1950er Jahre entwickelt. Was zu einer „guten Nachbarschaftlichkeit und Frieden“ sowie einer „separaten Weiterentwicklung der Rassen“ führen soll, erweist sich sehr bald als neue, noch schlimmere Unterdrückung der Schwarzen.



▲ Seinen zunächst friedlichen, dann aber bewaffneten Kampf gegen die Apartheid in Südafrika bezahlte Nelson Mandela (Laurence Fishburne, Mitte) mit seiner Freiheit: Mehrere Jahrzehnte saß er in Haft. Fotos: justbridge tv

Der ANC erhält weiteren Zulauf und erarbeitet eine Menschenrechtscharta, in der Gleichbehandlung und Volkssouveränität gefordert werden. Die Regierung verdammt die Charta als „reinsten Kommunismus“ und lässt Nelson und andere führende ANC-Mitglieder wegen Hochverrats verhaften. Als Mandela nach zwei Tagen wieder frei kommt, hat ihn seine Frau mit den Kindern verlassen. Es ist sein erster großer Tiefpunkt – doch er gibt nicht auf.

Füge dich oder kämpfe

„Submit or fight“ lautet der passende Untertitel der Miniserie: Füge dich oder kämpfe. Darin klingt an, dass Mandela im Laufe seines Kampfs gegen die Apartheid in den 1960er Jahren seine anfängliche Maxime des gewaltfreien Widerstands aufgab. Die Regierung habe „mit nackter Gewalt unseren gewaltlosen Kampf zermalmte“, begründete Mandela den Wandel.

Er wurde Anführer des bewaffneten ANC-Flügels, nahm in Äthiopien und Marokko an militärischen Trainings teil. Fidel Castro und Muammar al-Gaddafi bezeichnete er als „Kampfgenossen“. 1964 wurde er wegen Sabotage und Planung bewaffneten Kampfs zu lebenslanger Haft verurteilt. Bis in die 1980er lehnte er Angebote, ihn freizulassen, ab. Sie waren an die Bedingung geknüpft, dass sich der ANC zur Gewaltfreiheit verpflichtet. Amnesty International hatte ihn da schon lange von der Liste der zu unterstützenden Gefangenen gestrichen.

Die herausfordernde Hauptrolle füllt Laurence Fishburne überzeugend aus. Er macht die Entschlossenheit und Willenskraft, aber auch die Verzweiflung Mandelas teilweise durch einen einzigen Blick greifbar. „Madiba“ ist mehr als eine Filmbiografie: Als Produzent Lance Samuels zu Beginn des Projekts Mandela selbst treffen konnte, fragte er ihn, welcher Aspekt seines Schaffens dem Politiker am wichtigsten sei.

Nelson Mandelas Antwort: „Stell sicher, dass die Zuschauer verstehen, dass ich nichts alleine erreicht habe, sondern dass es eine große Gruppe von Menschen war, die zusammengearbeitet hat.“ Und noch etwas zeigt die Serie eindrucksvoll: Wer für seine Überzeugung einsteht, dabei aber auch bereit ist, aus seinen Fehlern zu lernen, kann nicht nur sich selbst verändern, sondern auch die Welt und die Herzen der Menschen.

Victoria Fels

Verlosung

Wir verlosen eine DVD und zwei Mediabooks mit Blu-ray der Serie

„Madiba“. Wenn Sie gewinnen möchten, schicken Sie bis 21. Dezember eine Postkarte mit dem gewünschten Format an: Neue Bildpost bzw. Katholische Sonntagszeitung, Stichwort „Mandela“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Viel Glück!





▲ Josef Frings (Dritter von links) im Präsidium der Generalkonferenz des Zweiten Vatikanischen Konzils.

Fotos: KNA

KARDINAL JOSEF FRINGS

Dem Stehlen den Segen erteilt?

Zwischen progressiv und konservativ: Kölner Konzilsvordenker starb vor 40 Jahren

KÖLN – Den Älteren fällt bei seinem Namen unweigerlich das „Fringsen“ ein, jener mit kirchlichem Segen geduldete Kohlenklau der Nachkriegszeit. Sein Namensgeber, Kardinal Josef Frings, war der volkstümlichste Kölner Erzbischof des 20. Jahrhunderts. Vor 40 Jahren, am 17. Dezember 1978, starb Frings erblindet im hohen Alter von 91 Jahren. Seine Rolle beim Zweiten Vatikanum lässt ihn als „Progressiven“ erscheinen. Doch eine simple Kategorisierung wird ihm nicht gerecht.



▲ Kardinal Frings starb mit 91 Jahren.

1887 in Neuss geboren, wuchs Frings, der als einfacher „Leutpriester“ angetreten war, nach seiner überraschenden Bischofsernennung im Nationalsozialismus und in den Trümmern von Köln zu einer volknahen Leitfigur und zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten der katholischen Kirche nach dem Zweiten Weltkrieg heran. Bescheiden und immer ansprechbar, war sich Frings der Würde und der Verantwortung seines Amtes gleichwohl stets sehr bewusst.

Als langjähriger Vorsitzender der damaligen Fuldaer Bischofskonferenz praktizierte er einen eigenen Führungsstil. 1962 erläuterte er seinem Amtsbruder Joseph Höffner die Geschäftsordnung des Bischofsrates: „Wir haben nur zwei Paragraphen. Erstens: Hier darf jeder tun, was er will. Zweitens: Aber auch dazu ist keiner verpflichtet.“

Dieser Humor, den er auch gegenüber seinem Klerus und seinen Diözesanen pflegte, war keineswegs mit Gewährenlassen zu verwechseln:

Der volkstümliche Frings kannte seine Pappenheimer und wusste sie zu leiten. Wo seine eigenen Kenntnisse und Erfahrungen an Grenzen stießen, wählte er sich qualifizierte Berater und folgte ihrem Rat.

Stehlen in der Not

In der Nachkriegszeit bescherte der Kardinal der deutschen Sprache das Verb „fringsen“. In einer Silvesterpredigt führte Frings 1946 mit Bezug auf die Plünderungen von Kohlenzügen und die schlechte Versorgungslage in Deutschland aus: „Wir leben in Zeiten, da in der Not auch der Einzelne das wird nehmen dürfen, was er zur Erhaltung seines Lebens und seiner Gesundheit notwendig hat, wenn er es auf andere Weise, durch seine Arbeit oder durch Bitten, nicht erlangen kann.“

Seitdem nannte man zunächst in Köln und später in ganz Deutsch-

land das Beschaffen von Lebensmitteln und Heizstoffen für den akuten Eigenbedarf durch Stehlen, Unterschlagen oder Veruntreuen „fringsen“. Die nächsten Sätze der Predigt wurden dagegen zumeist nicht wahrgenommen: „Ich glaube, dass in vielen Fällen weit darüber hinausgegangen worden ist. Und da gibt es nur einen Weg: unverzüglich unrechtes Gut zurückgeben, sonst gibt es keine Verzeihung bei Gott.“

In den 1950er und 60er Jahren gelangte Frings zu weltkirchlicher Bedeutung: nicht nur als Gründer der Dritte-Welt-Hilfswerke *Misereor* und *Adveniat*, sondern vor allem als Protagonist des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962 bis 1965). Schon in den ersten Vorbereitungskommissionen versuchte der Mittsiebziger, eine einheitliche Linie des Konzils mitzugestalten und eine Selbstblockade durch einen „Wust von Dekreten und Gesetzen“ zu verhindern. Mit Kardinälen wie Julius Döpfner, Franz König oder Giovanni Montini, bald als Paul VI. neues Kirchenoberhaupt, entwickelte er die von Johannes XXIII. angestoßene Öffnung zur Welt weiter.

Sein Rang als Mitglied des Konzilspräsidiums und sein Dienstalder kamen Frings zugute: Er erhielt stets ein frühes Rederecht und hatte so vergleichsweise große Einfluss- und Gestaltungsmöglichkeiten – etwa bei seinem Vorstoß am zweiten Konzilstag: Unter dem Applaus des Plenums wies er die Listen des Vatikans zur personellen Besetzung der Arbeitsgruppen zurück und stärkte damit das Selbstbewusstsein der Konzilsväter. Später richtete er eine

flammende Rede gegen das Heilige Offizium. Kardinal Alfredo Ottaviani, der mächtige Leiter dieser Vorgängerbehörde der Glaubenskongregation, war erzürnt.

In der Konzilsanalyse erscheint Frings zwar als ein „Progressiver“. Zugleich aber zeigt sich ein frommer und konservativer Kirchenmann, den die Einsicht in pastorale Notwendigkeiten zu Reformen nötigte. Auch die Auswahl seiner persönlichen Konzilsberater ist dafür ein Indiz: Frings war stets gut vorbereitet – unter anderem durch einen jungen Bonner Fundamentaltheologen namens Joseph Ratzinger.

Die Zweifel wuchsen

Die Zweifel, die den erblindenden, aber stets wachen Kardinal schon während des Konzils umtrieben, wuchsen in der Folge stark an. Spätestens ab 1968 wurde Frings deutlich, dass manche Pfarrei weit über das hinausstrebe, was er beim Konzil an Erneuerung mitbewirkt hatte. 1969 trat er die Last der Verantwortung als Erzbischof an Joseph Höffner ab.

Bei allem Weitblick über den ortskirchlichen Tellerrand hinaus blieb der gebürtige Neusser immer felsenfest im Rheinland verwurzelt. So erzählte Frings in den kurz vor seinem Tod aufgezeichneten, mündlichen Erinnerungen mit Schmunzeln einen sehr rheinischen Witz: „Was ist der Unterschied zwischen einer Brücke und einem Glas Kölsch? – Antwort: Über eine Brücke geht alles, über ein Glas Kölsch geht nix!“

Alexander Brüggemann

KRIPPENBAUER

Das Material ist am wichtigsten

Tränen in den Augen des Empfängers sind Peter Stowassers schönster Lohn

NEUBURG/DONAU – „Das Christkind soll sich wohlfühlen“, das ist für Krippenbaumeister Peter Stowasser aus dem bayerischen Neuburg das Wichtigste. Sein Herz gehört den alpenländischen Krippen, noch mehr Weihnachtskrippen mit lokalem Bezug, aber natürlich beherrscht er auch den Bau von orientalischen oder italienischen Krippen.

Ganz besonders reizen Stowasser Schneekrippen, vielleicht weil die Winter nicht mehr so weiß sind wie in der Erinnerung an die Kindheit. So ist die Sehnsucht an Heiligabend nach einer Winterlandschaft mit tiefverschneitem Stadel besonders groß.

Vor fünf Jahren hat er mit dem Bau von Vogelhäusern begonnen, seit einem Jahr ist der heute 65-jährige Krippenbaumeister. Seine Leidenschaft geht auf die Begegnung mit Schreinermeister Josef Mack in einem Baumarkt zurück, der ihn in seine Krippenwerkstatt einlud und mit dem Krippenbavirus infizierte.

Daraufhin ließ sich Stowasser in der Krippenbauschule in Garmisch-Partenkirchen ausbilden. Um sein Können weiterzuentwickeln, belegte er zudem zahlreiche private Kurse bei „fast allen bedeutenden Krippenbauern Südtirols und Tirols“, unter anderen bei Antonio



▲ Krippenbauer Peter Stowasser passt seine Krippen individuell an. In diesem Fall soll sie in den Schmuckpavillon eines Hotels im Tannheimer Tal passen. Fotos: Hammerl

Pigozzi in Gazzano, Peter Schrettl in Wörgl, Peter Riml in Wenss, Albin Kopp in Haiming/Ötztal und Erwin Auer im Krippenmuseum in Wildermieming.

Ganz wichtig ist ihm, dass seine Krippen in gute Hände kommen – zu Menschen, die sie zu schätzen wissen. „Ich freue mich, wenn die Empfänger Tränen in den Augen haben“, meint er. Das schönste Kompliment machte ihm sein Schwiegersohn, als er über eine alpenländische Stallkrippe sagte: „Da möchte ich wohnen.“

Dafür investiert der Neuburger gerne seine Zeit. Etwa 400 Stunden innerhalb von drei Monaten brauchte er für seine bislang aufwendigste Krippe. Seine Spezialität sind Krippen mit Lokalbezug, die bildlich das Weihnachtsgeschehen in die eigene Heimat transferieren.

◀ Der Hintergrund unterstreicht die Wirkung. Stowasser arbeitet am liebsten mit dem Maler Walter Grach aus Innsbruck zusammen.

In die Alte Münz in Neuburg zum Beispiel. Das markante Altstadtensemble, das auf die alte Vogtei im zwölften Jahrhundert zurückgeht und heute Mietwohnungen beherbergt, hat er schon mehrmals verwirklicht, in verschiedenen Größen und zunehmend verfeinert. Es ist aktuell als Teil des Neuburger Krippenweges im Stadtmuseum zu bewundern – mit Kopfsteinpflaster aus rund 2800 Steinen aus Gips und rund 2000 Holzschindeln, die er mit seiner Schindelmaschine herstellt. Dafür hatte er seiner Frau „ihr bestes Küchenmesser entführt“.

Holz aus der Mikrowelle

Der Werkzeugbestand hält sich in Grenzen: Kreissäge, Bandsäge, Kupiersäge, Schleifpapier, Messer, eine Mikrowelle, um altes Holz von Ungeziefer zu befreien, Styrodur-Schneider, Lötkolben und ein Bunsenbrenner, um Glasstäbe in spitze Eiszapfen zu verwandeln. „Man braucht kein besonderes Werkzeug, weil man vorwiegend brechen soll“, erklärt er. „Das Material ist viel wichtiger.“

Am liebsten arbeitet er mit Altholz aus abgerissenen Gebäuden und historischen Schindeln. Felsen gießt er aus Gips, Schnee besteht ebenfalls aus Gips, der mit Glasstaub zum Funkeln gebracht wird. Alpenheidekraut und sonstige Pflanzen werden mit Klarlack haltbar gemacht, so dass sie nur alle paar Jahre erneuert werden müssen.

Ganz wichtig ist der Krippen-hintergrund, der unterstützen, aber

nicht von der Krippe ablenken soll. Idealerweise arbeiten Krippenbauer und Maler mit denselben Farben, sodass Krippe und Landschaft verschmelzen – beispielsweise durch Wege oder andere Landschaftsteile, die sich fortsetzen.

Wenn Stowasser Auftragsarbeiten übernimmt, dann fragt er die gewünschte Stilrichtung ab und lässt sich die Figuren zeigen, die der Auftraggeber bereits besitzt oder kaufen will. Denn natürlich müssen sie in Größe und Stil zur Krippe passen, ebenso wie der Platz, an dem sie aufgestellt werden soll. „Es gibt keine Normen, jeder soll die individuelle Krippe bekommen, die ihn persönlich berührt“, findet der 65-Jährige, dessen Werke alle Unikate und „aus einem Guss“ sind. Wer eine Krippe von ihm haben möchte, wird von Anfang an in den Schaffensprozess eingebunden und kann Wünsche einbringen. Das ist Stowasser ganz wichtig. Andrea Hammerl



▲ Mit einem alten Küchenmesser in einer Führung werden kleine Schindeln für Dächer geschnitten.



„A CHRISTMAS CAROL“ WIRD 175

Heute so aktuell wie damals

Charles Dickens' „Weihnachtsgeschichte“ lenkt Blick auf Menschen in Armut und Not

„Marley war tot. Daran gab es keinen Zweifel.“ Was düster beginnt, ist eine der bekanntesten und inspirierendsten Weihnachtserzählungen der Weltliteratur: „Eine Weihnachtsgeschichte“ von Charles Dickens (1812 bis 1870) wurde am 19. Dezember 1843 veröffentlicht und hat seither nichts von ihrer Strahlkraft, Faszination und Aktualität eingebüßt.

Die Geschichte vom alten Geizhals Ebenezer Scrooge, der durch drei Geister heimgesucht und zum Menschenfreund wird, machte Dickens in seiner Heimat England endgültig zu einem der bekanntesten Autoren. Die Erzählung wurde dort so populär, dass sie fortan zum Christfest gehörte wie der Tannenbaum oder der Truthahnbraten. Auch in vielen anderen Ländern ist Dickens' „A Christmas Carol“ nach wie vor äußerst beliebt.

Unzählige Verfilmungen und Adaptionen locken die Menschen immer wieder in die Kinos. Aktuell erfreut eine Version der Augsburger Puppenkiste kleine und große Zuschauer. Ebenfalls zu sehen ist derzeit ein biografischer Film über die Entstehung der „Weihnachtsgeschichte“ mit dem Titel „Der Mann, der Weihnachten erfand“ – so wurde Dickens in seiner Heimat ehrfürchtig genannt.

Gewissenloser Kredithai

Wer jedoch meint, es gehe in der Erzählung lediglich um die Bräuche und Freuden des Christfests, verkennt Dickens' Verdienste als scharfer Kritiker sozialer Missstände: Die Hauptfigur Ebenezer Scrooge ist das, was man heutzutage als gewissenlosen Kredithai bezeichnen würde. Allein auf den eigenen Vorteil bedacht, verleiht er Geld zu horrenden Zinsen und kennt keine Gnade, wenn es um Raten und Rückzahlungen geht.

Spendensammlern erklärt der alte Geizhals, die Armen brauchten sein Geld nicht. Sie seien in Arbeits- und Armenhäusern – Zentren des Elends im England des 19. Jahrhunderts – bestens untergebracht. Wer dort sterbe, verhindere ein zu großes Bevölkerungswachstum. Sein Sekretär Bob Cratchit schafft es mit dem winzigen Gehalt, das Scrooge ihm zahlt, kaum, seine Familie durchzubringen.



▲ Der Geist der diesjährigen Weihnacht: Er zeigt Geizhals Ebenezer Scrooge (rechts), in welchem Elend die Ärmsten der Gesellschaft Weihnachten feiern müssen.



▲ Charles Dickens: Der englische Autor war ein scharfer Kritiker der sozialen Missstände seiner Zeit. Fotos: gem

In der Nacht vor Weihnachten – nach angloamerikanischer Tradition wird Weihnachten erst am Morgen des 25. Dezembers gefeiert – erscheint Scrooge der Geist seines verstorbenen Firmenpartners Jacob Marley. Er warnt ihn, das Elend und die Not seiner Mitmenschen weiter zu ignorieren, und kündigt drei weitere Geister an, die ihn auf den rechten Weg führen sollen.

Der Geist der vergangenen Weihnacht zeigt Ebenezer in Rückblicken auf die Vergangenheit, wie ihn sein Egoismus nach und nach von Familie und Freunden entfremdet hat. Der Geist der diesjährigen Weihnacht besucht mit Scrooge unsichtbar die Weihnachtsfeste einfacher Leute und macht ihn mit der rührendsten Figur der Erzählung bekannt: dem kleinen Tim Cratchit.

Das jüngste Kind von Scrooges Sekretär geht an Krücken und leidet an Mangelernährung. Der lebenswürdige Kleine, der trotz seines schweren Lebens fröhlich und dankbar ist, erweicht das Herz des alten Griesgramms. Als er jedoch vom Geist wissen will, ob Tim wieder gesund wird, erklärt ihm dieser, wenn sich nichts ändere, werde es Tims letztes Christfest sein – aber damit verhindere der Junge ja immerhin ein zu großes Bevölkerungswachstum!

Menschliche Schicksale

Dass Armuts- und Sterberaten mitnichten abstrakte Zahlen sind, sondern menschliche Schicksale spiegeln, wird in kaum einem Werk der Weltliteratur so deutlich und nachfühlbar dargestellt wie hier. Scrooge öffnet diese Szene die Augen. Dass ihm der Geist der künftigen Weihnacht noch einen würdelosen Tod in Einsamkeit prophezeit, ist eigentlich nur noch dramaturgisch wichtig.

Als der vormalige Geizhals am Morgen des ersten Weihnachtstags erwacht, ist er quasi ein neuer Mensch: Er schenkt Familie Cratchit einen riesigen Truthahn fürs Weihnachtsmahl, erhöht Bob das Gehalt, söhnt sich mit seinem Neffen aus und spendet eine riesige Summe für die Armen – „inklusive einer Menge Nachzahlungen“, wie er den erschrockenen Spendensammlern sagt. Er wird für den kleinen Tim „ein zweiter Vater“ und gilt fortan als ein Mann, der es versteht, Weihnachten würdig zu feiern.

Fest der Nächstenliebe

Der Aufruf am Ende der Geschichte – „Möge man dies von uns allen sagen können! Und wie der kleine Tim sagte: ‚Gott möge uns alle segnen!‘“ – unterstreicht, dass Weihnachten für Dickens kein Konsumfest war, sondern das Fest der Nächstenliebe. Ihm ging es um tiefgreifende, langfristige Hilfe. Heute würde man wohl von Nachhaltigkeit sprechen.

Sich dankbar für das Gute zeigen, das man hat, und die Augen öffnen für alle, denen es nicht so gut geht: Diese Botschaft ist von universaler Gültigkeit für die ganze Menschheit und rührt daher an jedes Menschen Herz – heute genauso wie vor 175 Jahren.

Victoria Fels

LECKERLI UND LEBKUCHEN

Basels berühmte Backwerke

Die Geschichte der schweizerischen Spezialität reicht bis ins 14. Jahrhundert

„Basler Leckerli sind wir genannt, weil wir von Basel ausziehn durch's Land ...“, reimte man bereits 1839 in der Zeitschrift „Der Wanderer in der Schweiz“. Die Basler sind zu Recht stolz auf ihre Leckerei, die ihnen fast so viel bedeutet, wie ihre berühmte Fasnacht und das Münster der Stadt. Bis heute sind die viereckigen, mit weißer Zuckerglasur bestrichenen Lebkuchen landauf landab beliebt.

Lebkuchen sind in Basel bereits seit dem 14. Jahrhundert schriftlich bezeugt. Interessanterweise führt das Lebküchenerhandwerk in seinen Anfängen, anders als erwartet, nicht in die Zunftgemeinschaft der Brotbäcker, sondern in die des Safrans. Der waren die Lebküchener zugeteilt, da sie mit Gewürzen umgingen.

Im Lauf der Zeit zogen die Lebküchener auch alleine auf Jahr- und Wochenmärkte sowie Messen, wo sie ihr Backwerk verkauften. Dass sie im 17. Jahrhundert noch der Safranzunft angehörten, mag mit ihrer Verbindung zu Gewürzhändlern und den Privilegien beim Einkauf von Honig zusammenhängen. Bereits im 15. Jahrhundert hatten sie das Monopol auf den in die Stadt gebrachten Honig erhalten.

Mündlichen Berichten zufolge soll die

Geburtsstunde der Leckerli bereits im 15. Jahrhundert gewesen sein. Basel stand damals ganz im Zeichen der großen Kirchenversammlung. In der Zeit des Konzils von 1431 bis 1448 dürften Tausende von Menschen in die Stadt geströmt sein, die somit ein buntbewegtes Bild bot.

Man mag sich vorstellen, dass Handelsleute und Krämer mitten im Markttreiben standen und Lebküchener ihre feinen Lebkuchen verkauften und das veredelte Basler Honiggebäck anboten. Doch all das sind Mutmaßungen – denn die teuren Zutaten der heutigen Basler Leckerli, wie Mandeln, Orangeat, Zitronat, Zucker und Gewürze, waren damals wenig bis gar nicht bekannt.

Anfang war der Nachtisch

Erstmals unter dem Namen „Leckerli“ wird die Spezialität aus Basel im frühen 18. Jahrhundert genannt – nachweislich im Jahr 1711. „Drei Blatten Läcklerin“ werden in den Akten der „Gartnernzunft“ als exklusiver Nachtisch nach einem Festmahl erwähnt. Doch es dauerte noch geraume Zeit, bis sich der Begriff endgültig durchsetzen konnte.



▲ Charakteristisch für die schweizerischen „Leckerli“ ist die viereckige Form und der Zuckerguss, der ein besonderes Wolkenmuster zeichnet. Foto: Krauß

Bis Ende des 18. Jahrhunderts begegnet einem das Backwerk auch als „Leckerlein“, „extra gute Lebkuchen“, „Basler Lebkuchen“ oder „Basler Leckerlein“. Diese erste Erwähnung deckt sich mit den Rezeptsammlungen, in denen das harte Gebäck ebenfalls erst Anfang des 18. Jahrhunderts auftaucht. Schließlich war erst wenige Jahrzehnte zuvor die dafür benötigte süße Glasur aus feinem Zucker bekannt geworden.

Die Herstellung der Leckerli bereitete eine Menge Arbeit: Berge von Mandeln mussten geschält und zerkleinert, Gewürze fein geschnitten und die Zutaten in großen Kesseln auf dem heißen Herd gemischt und zusammengerrührt werden. Frauen konnten diese Arbeit alleine kaum bewältigen, und so lieh man sich dazu gegenseitig Gärtner, Packträger oder Knechte, eben starke Männer, aus. Ab und an holte man auch patrouillierende Soldaten von der Straße.

Viele Hausfrauen waren wahre Leckerli-Künstlerinnen. Sie brachten ihre nach streng gehüteten Familienrezepten hergestellten Lebkuchen lediglich zum Backen und Schneiden zum Bäcker. Für diese „Weibsbilder, Köchinnen

und Mägde“ fand die Lebküchenerzunft strenge Worte.

Vor allem ereiferte sie sich gegen „Weibsbilder, die in Witwenstand gerathen“ waren oder gegen „ledige Bürgers Töchtern“, die, um ihren Lebensunterhalt zu bestreiten, aus schlechten, verdorbenen Zutaten zu Hause Lebkuchen herstellten und diese auf dem Markt billig verkauften.

Die Gescholtenen wussten sich zu wehren und wiesen nicht nur auf die unbestrittene Qualität ihrer Ware hin, sondern auch auf die sicherlich bis heute jeder Stadtkasse genehme Tatsache, dass sie durch ihre Tätigkeit nicht „wie viele andere, dem Spital, dem Armenhaus, zur Last gefallen“ seien. Die städtische Obrigkeit muss erkannt haben, dass das Thema heikel war, und vertagte seine Stellungnahme jahrzehntelang.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann in der Region Basel die fabrikmäßige Produktion. 1904 spezialisierte sich der junge Bäcker, Konditor und Confiseur André Klein auf die Herstellung der Basler Läcklerin (mit ä!) und gründete in Basel das „Läcklerin Huus“, das die Spezialität bildhaft im Namen trägt.

Von Anfang an nutzte er besonders dekorative Blechdosen als Verpackung, um das Gebäck lange frisch zu halten. Im Jahr 1950 öffnete das erste Ladengeschäft. Heute hat das Unternehmen zehn Filialen in der ganzen Schweiz. Seit 1960 werden die Läcklerin auf dem Versandweg angeboten. Irene Krauß



▲ Basler Fasnacht und Basler Münster zieren die Blechdosen für das leckere Gebäck.

Foto: Basler Läcklerin Huus





▲ Das Gemälde von Eduard Geselschap zeigt, wie das Weihnachtsfest in einer bürgerlichen Familie um etwa 1850 aussah. Fotos: Deutsches Historisches Museum



▲ Nicht unter dem Stern, sondern dem Hakenkreuz ließ Adolf Hitler im Rahmen des Winterhilfswerks Straßensammlungen für Bedürftige stattfinden.

PROPAGANDA ZU WEIHNACHTEN

Von Julfest und Jahresendfiguren

Berliner Ausstellung zeigt Ursprung und Instrumentalisierung von Christbaumschmuck

BERLIN – Anders als man annehmen möchte, hat mancher Christbaumschmuck oft keinen christlichen Hintergrund. So war er etwa romantischen und patriotischen Einflüssen ausgesetzt. Das Deutsche Historische Museum in Berlin widmet sich in der Ausstellung „Engel, Hakenkreuz, Felsendom – Christbaumschmuck vom 19. Jahrhundert bis heute“ der Geschichte des Weihnachtsbaums.

Die Anfänge des geschmückten Baums waren bescheiden. Immergrüne Zweige zur Mittwinterzeit schmückten europaweit auf dem Land Haus und Hof als Schutz- und Hoffnungszeichen. Im 17. und 18. Jahrhundert holte der Adel sich einen Baum ins Haus, geschmückt mit Essbarem wie Äpfeln, Nüssen und Brezeln, in Basel sogar mit Käse.

Zunehmend eroberte sich der Weihnachtsbaum mit seriell hergestelltem Glasschmuck auch die bürgerlichen Wohnstuben, während die ärmere Bevölkerung sich mit einem geschmückten Gestell aus Holz oder Draht behalf.

Der Begriff Christbaumschmuck entstand als Händlerbezeichnung vor 150 Jahren in Thüringen. Dort wurde gläserner Baumschmuck seit etwa 1850 produziert. In einer Vi-

trine ist eine riesige blaue Baumkugel aus Hüttenglas im thüringischen Lauscha zu sehen. Dort wurden die dünnwandigen, aus dem Glasrohr vor einer Flamme geblasenen Kugeln erstmals hergestellt.

Später erweiterte sich das Angebot auf andere Motive, die bis in die USA verschifft wurden. In weiteren Vitrinen zeigt die Ausstellung, wie sich der Baumschmuck mit der technischen Entwicklung veränderte und zum Wirtschaftsfaktor wurde. Das amerikanische Kaufhaus Woolworth war der größte Abnehmer.

Auf politische Deutungen, die Weihnachten und seinen Schmuck für ihre Zwecke instrumentalisieren, verweist Regina Falkenberg, Kuratorin und Sammlungsleiterin im Bereich Alltagskultur: „Es ist ein christliches Fest, das dem Zeitgeist unterlag und im 20. Jahrhundert, in der NS-Zeit wie auch in der DDR, zum Politikum wurde.“

Bereits 1871, nach dem Deutsch-Französischen Krieg, stand ein deutscher Weihnachtsbaum in den Ruhmeshallen von Versailles, wie ein in der Zeitschrift „Gartenlaube“ abgedruckter Holzstich belegt. Aus dem Ersten Weltkrieg stammt ein Karton mit patriotischem Christbaumschmuck, darunter Geschosse und U-Boot-Model-

le. Er illustriert die Auswüchse der Kriegsbegeisterung.

Das Plakat, das für das NS-Winterhilfswerk wirbt, sieht auf den ersten Blick harmlos aus. Doch Bergmann, Nussknacker, Engel und Zwerg als typische Erzgebirgsfiguren der Weihnachtszeit marschieren bereits im Gleichschritt unter der Hakenkreuzflagge.

Befehle statt Botschaft

Die im Herbst 1933 auf Befehl Hitlers gegründete Sammel- und Spendenaktion war eine riesige Propagandaveranstaltung. Sie nahm Schnitzer in Sachsen und Thüringen in den Dienst und ließen eigene Figuren anfertigen.

Die politische Instrumentalisierung des Baumschmucks trieb im Nationalsozialismus ab 1933 neue Blüten im Versuch, die christlichen Symbole ideologisch zu überformen. Unter SS-Führer Heinrich Himmler sollte das Weihnachtsfest zum „nordischen Julfest“ umgedeutet werden. Ab 1939 wurde in Thüringen sogenannter Vokalit Julschmuck hergestellt, bis die Produktion 1943 aus Kriegsgründen ihr Ende fand.

Im Museum zu sehen ist auch eine Baumspitze mit Hakenkreuz.

Jedoch habe sich kein Foto erhalten, das die tatsächliche Verwendung von Nazi-Symbolen als Baumschmuck belegt, betont die Kuratorin.

Nach 1945 stand das christliche Weihnachtsfest mit seinen Traditionen auch in der sozialistischen DDR im Blick der Politik. Insbesondere die im Erzgebirge hergestellten Engel waren überzeugten Parteigenossen ein Dorn im Auge. Als Alternative schlug allerdings nicht die SED, sondern ein pfiffiger Werbefachmann den – ironisch gemeinten – Ersatzbegriff „Geflügelte Jahresendfigur“ vor, der in einem Katalog tatsächlich auch einmal belegt ist.

In der Bundesrepublik geriet der geschmückte Baum im Zuge der Studentenbewegung und eines gewachsenen Umweltbewusstseins in die Kritik. Passend dazu vermittelt die an einer Videostation präsentierte Lorient-Satire „Früher war mehr Lametta ...“ von 1978 einen hinter-sinnigen und humorvollen Blick auf Konsum und Hektik des Fests.

Sigrid Hoff

Info

Die Ausstellung „Engel, Hakenkreuz, Felsendom – Christbaumschmuck vom 19. Jahrhundert bis heute“ ist bis 3. März im Deutschen Historischen Museum in Berlin zu sehen. Infos im Internet: www.dhm.de.

24 Obwohl die Mama nach jedem Arbeitstag völlig zerschlagen heimkam, gönnte sie sich keine Ruhe, es war ja noch der Haushalt zu machen. Anschließend strickte und nähte sie für uns. Denn außer Essen brauchten wir alle schließlich auch Kleidung.

Abgesehen davon, dass wir wenig Geld hatten, gab es nichts zu kaufen. Sie war glücklich, wenn sie von ihren „Herrschaften“ mal einen abgelegten Mantel, einen Rock oder ein Kleid geschenkt bekam. Diese verstand sie so umzuändern, dass für sie oder uns passende, wie neu aussehende Kleidungsstücke entstanden. Auch besaß sie das Geschick, aus zwei Kleidern, die mir zu klein geworden waren, ein neues zu fertigen, obwohl sie nie Nähen gelernt hatte.

Was unserer Mutter ebenfalls half, uns ohne Rente über Wasser zu halten, war die Tatsache, dass wir unsere Sommerferien in Prutz verbringen durften – bei Basl Mala, eigentlich Amalia, Jahrgang 1882, einer Schwester meiner Großmutter aus Lichtenberg. Sie war ein so lieber und hilfsbereiter Mensch, wie man selten jemanden findet. Jedes Mal nahm sie uns freundlich auf, aber nicht nur uns. Zu ihr konnte jeder kommen, ob er mit ihr verwandt war oder nicht, egal welches Problem er hatte. Sie half jedem, und niemand ging ohne Trost oder materielle Hilfe von dannen.

Wie ihre Schwester Maria, meine Nandl, hat sie ebenfalls gern gesungen. Kaum war sie mit der Arbeit fertig und hatte Besuch, sorgte sie für ein paar fröhliche sangesfreudige Stunden. Nachdem sie im Jahre 1895 ihre Schulpflicht beendet hatte, brachte sie der Pfarrer von Lichtenberg zu seinem Studienkollegen nach Prutz im Oberinntal, damit sie dort der Pfarrerköchin unter die Arme greifen sollte. In dieser Zeit lernte sie Gottfried kennen, einen wohlhabenden Bauern, und heiratete ihn 1908. Von da an war sie ihr Leben lang eine unschätzbare Hilfe für die ganze Verwandtschaft und zahlreiche weitere Südtiroler.

Viele Soldaten aus Südtirol machten erst mal bei ihr Halt, bevor sie nach Italien weiterzogen. Selbst wenn jemand aus Lichtenberg und Umgebung Zahnprobleme hatte, war Basl Mala die Adresse. Die Zahnärzte in Südtirol nahmen nämlich gepfefferte Preise. Daher sprach sich sehr schnell herum, dass ein Cousin von Gottfried Zahnarzt war, ein guter noch dazu, bei dem man seine Zähne wesentlich billiger gerichtet bekam.

Die Basl konnte aber nur deshalb so großzügig und gastfreundlich

Sommererde

Eine Kindheit als Magd



Das Geld ist knapp und Hanni muss ihre beiden kleinen Kinder den ganzen Tag sich selbst überlassen, um arbeiten zu gehen. Das fällt ihr sehr schwer. Manches Mal versetzen die Kinder ihre Mutter in Angst und Schrecken. Einmal bringt sich Mizzi mit ihrem Leichtsinn sogar in Lebensgefahr. Aber sie kann sich auch an viele schöne Erlebnisse erinnern.

sein, weil ihr Mann Gottfried sie in allem gewähren ließ. Onkel Gottfried war ein gutmütiger alter Mann und trug einen langen weißen Vollbart. Zu ihm hatte ich grenzenloses Vertrauen, denn so stellte ich mir Gottvater vor.

Auf des Onkels Anwesen gab es Pferde, viele Kühe und Schweine und jede Menge Federvieh. Ausgedehnte Felder umgaben den Hof. Das alles machte natürlich viel Arbeit, und man konnte im Sommer jede helfende Hand gut gebrauchen. Aus diesem Grund war meine Mutter, die ja reichlich Erfahrung in der Landwirtschaft mitbrachte, eine gern gesehene Arbeitskraft. Während sie auf den Feldern arbeitete, besuchten wir mit den einheimischen Jungen und Mädchen den Kindergarten oder spielten mit ihnen auf der Straße.

Für uns Kinder war Prutz das Paradies. Wir genossen nicht nur das freie Landleben, sondern auch das gute und reichliche Essen. Jeden Morgen bekamen wir unsere kuhwarme Milch, echte Butter aufs Brot und ein frisches Frühstücksei – unsere bleichen Wangen wurden rosig und rund.

Mala hatte vier Töchter, von denen zu unserer Zeit aber nur noch zwei zu Hause lebten. Hanna, die Älteste, hatte nach Ehrwald geheiratet. Ihre Schwester Liesl war mit Hans, einem Cousin meines Vaters, verheiratet gewesen. Liesl starb viel zu früh an Lungentuberkulose, sie hinterließ zwei Kinder: den fünfjährigen Herbert und die dreijährige

Monika. Witwer Hans und die beiden Halbwaisen blieben im Haus von Großmutter Mala. Mathilde, die zweitgeborene Tochter von Mala, erlitt ebenfalls ein trauriges Schicksal.

Als der Mala und dem Gottfried nacheinander vier Töchter beschert wurden, waren sie nicht wirklich enttäuscht, obwohl sie auch gern einen Sohn gehabt hätten. Als aber der Zweite Weltkrieg ausbrach, rief Mala: „Was bin ich froh, dass wir keinen Buben haben! Die Mädchen müssen wenigstens nicht in den Krieg.“ Tragischerweise wurde dann doch eine ihrer Töchter im Krieg schwer verwundet. Da man die Männer auf den Schlachtfeldern brauchte, setzte man für kriegswichtige Aufgaben im Hinterland Mädchen ein. So wurde Mathilde als Nachrichtenhelferin nach Holland geschickt. Eines Abends, sie befand sich gerade mit der Straßenbahn auf dem Heimweg, erfolgte ein Fliegerangriff auf Amsterdam. Eine Bombe traf die Straßenbahn, sprengte sie auseinander und riss ein tiefes Loch in die Straße. Mathilda kam zwar mit dem Leben davon, aber eine Asphaltplatte landete mit solcher Wucht auf ihr, dass ihr rechter Arm und das rechte Bein so zerquetscht wurden, dass beide Gliedmaßen amputiert werden mussten. Das Bein wurde ziemlich weit oben abgetrennt, der Arm unterhalb des Ellenbogens.

Hedwig, die vierte Tochter, opferte sich regelrecht für die Familie auf. Seit sie erwachsen war, führte

sie den großen Haushalt. Zu diesem gehörten außer ihren Eltern die kriegsversehrte Schwester, der Witwer ihrer Schwester Liesl und deren beide Kinder. Trotz allem war Hedwig stets gut gelaunt, und es wurde ihr nicht zu viel, wenn wir oder auch noch andere Gäste „einfielen“. In selbstloser Weise pflegte sie ihre Eltern, als diese alt geworden waren, bis zu deren Tod.

Jedes Mal, wenn wir uns in Prutz verabschiedeten, bekam die Mama reichlich an Naturalien mit, von denen wir daheim noch tagelang zehrten. Da unsere Mutter während der Wochen, die wir in Prutz verbrachten, unsere Lebensmittelmarken hatte sparen können, lebten wir auch noch eine Zeit lang nach unserer Rückkehr üppiger als sonst.

Im Jahre 1947, Mala war gerade 65 Jahre alt, erkrankte sie schwer. Tagelang hatte sie keinen Appetit, fühlte sich müde und matt und war gar nicht die Person, die wir kannten. Als dann noch starke Leibschmerzen dazukamen, wollten ihre Töchter nicht mehr länger zusehen. Mit einem Taxi ließen sie die Mutter nach Zams ins Spital bringen. Gleich in der Frühe am nächsten Tag operierte man sie. Am Nachmittag rief Tochter Mathilda im Spital an, um sich zu erkundigen, wie denn die Operation verlaufen sei.

Der Arzt erklärte ihr, sie hätten die Bauchdecke zwar aufgemacht und einiges weggeschnitten. Das würde aber nicht viel bringen, denn der Bauchraum sei total verkrebt. Die Mutter würde die Nacht nicht überleben. Deshalb erteilte er ihr den Rat: „Lassen Sie die Patientin heute noch heimbringen. Der Transport im Krankenwagen ist billiger als die Überführung im Leichenwagen.“

Die Töchter ließen die Mutter tatsächlich noch am selben Tag per Krankenwagen nach Hause holen, aber nicht etwa, weil der Transport günstiger ausfiel, sondern weil sie ihre Mutter nicht länger in den Händen eines Arztes lassen wollten, der für ihr Leben nichts mehr gab. Sie übernahmen die Pflege selbst, so gut man das als Laie eben konnte. Für die medizinische Versorgung ließen sie den Hausarzt kommen.

► Fortsetzung folgt

Sommererde
Roswitha Gruber
© Rosenheimer
Verlagshaus GmbH &
Co. KG Rosenheim
2018, ISBN:
978-3-475-54716-4



Wo aus Werten Taten werden

Gibt es Familie ohne Verwandtschaft? Gewiss. Wenn gemeinsame Werte und Haltungen Menschen verbinden, kann daraus eine Familie entstehen – und eine tatkräftige dazu. Bestes Beispiel dafür ist die Stifterfamilie unter dem Dach der Caritas-Stiftung Deutschland, die inzwischen auf 83 Treuhandstiftungen gewachsen ist. Sie hat 2018 mehr als 300.000 Euro für die soziale Arbeit der Caritas bereitgestellt – ein beeindruckendes Engagement!

Die Mitglieder der Stifterfamilie kommen aus den unterschiedlichsten Milieus. Doch so verschieden sie hinsichtlich Herkunft, Bildung oder Beruf auch sein mögen, es verbindet sie ihr christlicher Glaube, der sich in Mitmenschlichkeit und Nächstenliebe manifestiert.

Eine eigene Stiftung

„Der Wunsch, Gutes zu tun und denen zu helfen, die es weniger gut getroffen haben als sie selbst, prägt die Stifterinnen und Stifter“, weiß Natascha Peters, Stiftungsdirektorin der Caritas-Stiftung Deutschland. „Sie sind Persönlichkeiten, die sich ihr ganzes Leben engagiert haben, sei es aktiv in der Gemeinde, mit Spenden oder beides“, sagt Peters. Mit



▲ *Natascha Peters, Stiftungsdirektorin der Caritas-Stiftung Deutschland, erklärt, wie es eine eigene Treuhandstiftung engagierten Menschen ermöglicht, über ihren Tod hinaus Gutes zu tun.*
Foto: Caritas

der Zeit entstehe der Wunsch, dieses Engagement auf eine dauerhaft tragfähige Basis zu stellen. „Das ist meist der Moment, in dem sie Kontakt zu uns aufnehmen“, berichtet die Stiftungsdirektorin. „Sie möchten eine eigene Stiftung gründen, die das eigene Lebenswerk weiterführt.“

Genau das ermöglicht die eigene Treuhandstiftung. Der Grund dafür liegt im deutschen Stiftungsrecht: Eine Stiftung ist „auf ewig“ angelegt – ihr Zweck besteht über den Tod hinaus. Ihr Vermögen

wird niemals angetastet, sondern Jahr für Jahr gewinnbringend angelegt. Die soziale Arbeit der Stiftung wird aus den jährlich erwirtschafteten Erlösen finanziert.

Unter dem Dach der Caritas-Stiftung Deutschland eröffnet sich den Stifterinnen und Stiftern noch ein weiterer entscheidender Vorteil. Die Dachstiftung übernimmt die Vermögensverwaltung und trägt die gesamten Kosten dafür. Damit fließen die Erlöse zu 100 Prozent in den Stiftungszweck. „So leben die

Werte der Stifterinnen und Stifter auch nach ihrem Tod weiter“, fasst Peters zusammen. „Der Wunsch, ihr Engagement zukunftsfähig zu machen, verbindet die Mitglieder unserer Stifterfamilie, auch wenn sie jeweils unterschiedliche humanitäre Anliegen haben.“

Vielfältige Anliegen

Der Blick auf die Fördertätigkeit im Jahr 2017 zeigt die Vielfalt dieser Anliegen: Die Stifterfamilie beteiligte sich an insgesamt 30 Projekten in Deutschland und an zwölf Projekten von Caritas international in Afrika, Asien und Lateinamerika. Im Mittelpunkt standen dabei Hilfen zur Selbsthilfe rund um Themen wie schulische und berufliche Bildung sowie gesellschaftliche Teilhabe, aber auch Altersarmut, Fluchtursachen und der Klimawandel spielen eine immer wichtigere Rolle.

Kontakt:

Caritas-Stiftung Deutschland
Werthmannstr. 3 a, 50935 Köln
Ansprechpartner: Barbara Lindfeld
Telefon: 0221/9 41 00 28

Internet:

www.menschlichkeit-stiften.de



„Viele Menschen auf dieser Welt haben es nicht so gut getroffen wie wir.

Ihnen wollen wir helfen.“

Jürgen Frenger



Annegret und Dr. Norbert Henke



Rosalinde und Georg Opinc



Dr. Robin Tuerks

Stiften vollendet das Lebenswerk

Werden Sie Teil unserer Stifterfamilie

www.menschlichkeit-stiften.de

Caritas-Stiftung Deutschland | Werthmannstraße 3a | 50935 Köln | Tel. (0221) 941 00 20

 **caritas**
stiftung
deutschland

„Wir stehen am Wendepunkt“

Die Naturschutzorganisation WWF findet drastische Worte zum Zustand der Erde

Im Frühjahr starb das letzte männliche Breitmaulnashorn weltweit. Das Artensterben macht auch vor imposanten Tieren nicht Halt. Laut der Umweltorganisation WWF hat die Zahl der Wildtiere seit 1970 um 60 Prozent abgenommen.

„Unser Lebensstil ist wie Kettenrauchen und Komasaufen auf Kosten des Planeten.“ Die Naturschutzorganisation WWF findet drastische Worte, wenn es um den Zustand der Erde geht. Seit mehr als 40 Jahren lebt die Menschheit ökologisch auf Pump und verbraucht mehr natürliche Ressourcen, als der Planet erneuern kann. Derzeit wären 1,7 Erden nötig, um den Bedarf an natürlichen Rohstoffen wie Ackerland und Wäldern nachhaltig zu decken.

Ein neuer Tiefpunkt

„Wir stehen an einem Wendepunkt, und wir haben die Wahl, wohin die Reise geht“, erklärte die Umweltschutzorganisation: Der „Living Planet Index“, ein seit 1998 alle zwei Jahre erstellter ökologischer Gesundheits-Check der Erde, ist auf einen neuen Tiefpunkt gefallen. Die Zahl der in Wildnis lebenden Wirbeltiere – erhoben hat der WWF Daten zu 16 704 Populationen von 4005 Wirbeltierarten – hat zwischen 1970 und 2014 um 60 Prozent abgenommen. Im ersten „Living Planet Report“ lag er noch bei 30 Prozent für den Zeitraum 1970 bis 1995.

Zwar war der Rückgang in den 1980er- und 1990er-Jahren am stärksten. Doch im Vergleich zum letzten Bericht 2016 gingen erneut zwei Prozent der Tierarten verloren. Darunter auch das weltweit letzte männliche Breitmaulnashorn, das im Frühjahr nach 45 Lebensjahren starb.



▲ Das weltweit letzte männliche Breitmaulnashorn ist im Frühjahr gestorben.

Besonders stark schrumpfen laut WWF die Bestände von Säugetieren, Vögeln, Fischen, Amphibien und Reptilien in Süd- und Zentralamerika. Dort sank ihr Bestand um 89 Prozent gegenüber 1970. Hauptgründe für diesen beispiellosen Rückgang sind laut WWF der Verlust von Lebensraum, zum Beispiel durch Landwirtschaft, Bergbau und die wuchernden Städte. Auch die Übernutzung der Böden, die Überfischung der Meere und die Verschmutzung der Gewässer durch Plastik werden dafür verantwortlich gemacht.

Als sehr dramatisch beurteilt der WWF die Situation in den tropischen Regenwäldern, wo besonders viele Arten leben. Zwar habe sich die Entwaldung verlangsamt, doch setzte sich die großflächige Rodung für

Landwirtschaft, Bergbau, Straßenbau und Siedlungen fort. Auch der Plastikmüll in den Meeren bedroht die Tierwelt: Nach einer Studie von 2015 gelangten 2010 zwischen 4,8 und 12,7 Millionen Tonnen Plastik in die Meere. Hauptverursacher waren dabei die Länder Südostasiens, allein die Hälfte stamme aus China, Indonesien, den Philippinen, Thailand und Vietnam.

Deutschlands Anteil

Doch auch Deutschland und Europa tragen dazu bei, dass die biologische Vielfalt massiv unter Druck gerät: „Vor unserer Haustür sind monotone Agrarlandschaften ohne Wiesenvögel, Schmetterlinge, Wildbienen und Frösche entstanden“, heißt es. Zudem habe Deutsch-

land auch maßgeblichen Anteil am Rückgang der biologischen Vielfalt weltweit: „Für unseren Lebensstil fallen in Südamerika, Afrika oder Asien Bäume, verschmutzen Flüsse, schwinden Tierbestände oder sterben Arten ganz aus“, sagt der Geschäftsleiter Naturschutz beim WWF Deutschland, Jörg-Andreas Krüger.

Wissenschaftler sprechen von einem neuen Erdzeitalter, dem Anthropozän, in dem der Mensch zu einem der wichtigsten Einflussfaktoren auf die biologischen, geologischen und atmosphärischen Prozesse der Erde geworden ist.

„Die Menschheit sägt am Ast, auf dem sie selber sitzt“, warnen die Umweltforscher. „Die Natur ist kein verzichtbares Luxusgut.“ Schließlich liefert die Natur auch sauberes Wasser, Essen und Medizin. Die Autoren des Berichts haben diese „Dienstleistungen“ der Natur auch in eine Geldsumme übersetzt: Sie sind demnach pro Jahr 100 Billionen Euro wert – das ist mehr als 1,5 mal so viel wie die Weltwirtschaftsleistung.

Der WWF warnt, das Fenster, um diese Entwicklung aufzuhalten, schließe sich unaufhörlich. Notwendig sei deshalb ein schnelles Umdenken und ein anderer Lebensstil. Konkret fordert der WWF EU-weite Nachhaltigkeitskriterien für importierte Agrar- und Mineralrohstoffe und einen internationalen Walfonds mit mindestens 100 Millionen Euro Jahresbudget. In der EU sollten mindestens 50 Prozent der Agrarsubventionen nur an diejenigen Landwirte fließen, die nachweislich Klima- und Umweltschutzziele umsetzen. Dringend notwendig seien außerdem strenge internationale Vereinbarungen gegen die Plastikflut.

Christoph Arens



▲ Plastikmüll so weit das Auge reicht: Trotz der eindringlichen Ermahnungen von Umweltschützern, wird in Deutschland unverändert viel Verpackungsmüll produziert. 2016 fielen 18,16 Millionen Tonnen an – damit ist Deutschland Spitzenreiter in Europa. Fotos: gem



▲ Etwas unternehmen, Neues entdecken, sich austauschen: Das macht nicht nur Freude – ein aktiver Lebensstil mit sozialen Kontakten kann sogar Demenz-Erkrankungen vorbeugen. Wer sich dazu gesund ernährt und auf ausreichend Bewegung achtet, senkt effektiv sein Alzheimer-Risiko. Foto: gem

Demenz-Risiko lässt sich senken

Ein aktiver Lebensstil und soziale Kontakte sind die beste Alzheimer-Prävention

Lange galt Demenz als Schicksalsschlag, gegen den man nichts machen kann. Heute weiß man, dass sich bis zu einem Drittel aller Alzheimer-Erkrankungen verhindern lassen. Und auch bei den ersten Anzeichen kann noch effektiv eingegriffen werden.

20 bis 30 Jahre arbeitet die Krankheit meist schleichend im Verborgenen, bevor sich die allerersten Anzeichen bemerkbar machen. Und auch dann erscheint noch alles ganz harmlos: ein vergessener Termin, ein verlegter Schlüssel, ein Gespräch, bei dem man irgendwie den Faden verliert. Was gern als leichte Zerstreuung abgetan wird, können erste Symptome einer Demenzerkrankung sein. Wenig bekannt ist: Bis zu 30 Prozent der Demenzerkrankungen lassen sich nach Ansicht von Experten verhindern – bei einem ausgeglichenen und gesunden Lebensstil.

„Vor 20 Jahren ging man davon aus, dass Demenz ein Schicksalsschlag ist, gegen den man nichts machen kann“, sagt Klaus Besselmann von der Informations- und Koordinierungsstelle der Landesinitiative Demenz-Service NRW. „Heute wissen wir: Dem ist nicht so. Man

kann etwas tun.“ Zum Teil reichen schon ganz einfache Mittel aus, sagt auch Christian Heerdt vom Kuratorium Deutsche Altershilfe in Köln: „Man kann es auf die einfache Formel bringen: körperliche Bewegung, eine gesunde Ernährung und geistige Aktivität.“

Ein Grund zur Freude

Heerdt ist auf deutscher Seite für die Koordination der Gesundheitskampagne Sani-Memorix zuständig, die gerade in fünf Ländern gleichzeitig gestartet ist: Neben Deutschland beteiligen sich die Niederlande, Belgien, Luxemburg und Norwegen. Die Kampagne stützt sich auf die Ergebnisse einer Expertenkommission der medizinischen Fachzeitschrift „The Lancet“. „Die Ergebnisse sind wirklich ein Grund zur Freude“, sagt die Pflegeexpertin Christine Sowinski.

Weltweit sind 50 Millionen Menschen an Demenz erkrankt, in Deutschland sind es etwa 1,6 Millionen. Je älter ein Mensch wird, desto höher ist die Wahrscheinlichkeit: „Mit 70 Jahren liegt das Risiko bei knapp vier Prozent, mit 90 Jahren schon bei gut 44 Prozent“, sagt Heerdt. Alzheimer macht zwei Drit-

tel der Erkrankungen aus. Zwar lassen sich die Symptome der Erkrankung durch Medikamente abmildern. „Aber ein Heilmittel gibt es nach wie vor nicht“, sagt Tobias Hartmann, der das Deutsche Institut für Demenzprävention der Universität des Saarlandes leitet.

Jahrzehntelang habe der Forschungsschwerpunkt auf der Suche nach einem Heilmittel gelegen, erklärt Hartmann. Da dies mittlerweile als gescheitert gilt, konzentriert man sich nun auf die Prävention. „Ein aussichtsreicher Forschungsansatz besteht darin, Risikofaktoren zu minimieren.“ Zu Risikofaktoren gehören etwa eine unausgeglichene Ernährung, zu viel Alkohol, Diabetes, Bluthochdruck, erhöhte Blutfettwerte, ein geistig oder körperlich inaktiver Lebensstil sowie langes Sitzen.

„Wenn nur ein Risikofaktor gegeben ist, erhöht sich die Wahrscheinlichkeit, an Alzheimer zu erkranken, um 30 Prozent“, erläutert Hartmann. Bei zwei Risikofaktoren sei das Risiko schon deutlich höher. „Und bei drei Risikofaktoren nimmt es um fast 600 Prozent zu.“ Er selbst hat in seinem Arbeitszimmer einen Stehtisch, um nicht zu lange sitzen zu müssen.

Hartmanns eigener Forschungsansatz setzt zu einem späteren Zeitpunkt an, nämlich dann, wenn Betroffene an sich selbst die ersten Symptome einer Erkrankung feststellen: „Sie merken, dass ihr Gedächtnis nachlässt. Und die Forschung zeigt, dass das der ideale Zeitpunkt ist, um einzuschreiten.“

Sich geistig fit halten

Denn die geistige Kraft habe bis dahin in der Regel wenig gelitten und auch das Gehirn des Patienten sei noch in guter Verfassung. „Und gleichzeitig ist der Betroffene sehr motiviert.“ Er sei bereit, Zeit und Energie darauf zu verwenden, ein Voranschreiten der Krankheit zu verhindern. Und das sei wichtig, denn eine Therapie sei mit Aufwand verbunden, so Hartmann.

Die beste Prävention sei tatsächlich, sich geistig fit zu halten, meint Hartmann: „Unser Gehirn leidet unter Unterforderung.“ Vor allem die soziale Interaktion mit anderen Menschen bringe viel, weil sie eine besondere Herausforderung für das Gehirn sei: „Wenn Sie einen angenehmen und netten Abend mit Freunden erleben, ist das beste Alzheimer-Prävention.“ Barbara Driessen

Vor 125 Jahren

Böhmische Indianerklänge

Dvořák führte die amerikanische Musik zu ihren Wurzeln

„Gerade jetzt beende ich eine neue Sinfonie. Sie bereitet mir viel Freude und wird sich von meinen früheren ganz wesentlich unterscheiden. Den Einfluss Amerikas muss ein jeder, der Gespür hat, herausfühlen“, so schrieb Antonín Dvořák über seine Sinfonie „Aus der Neuen Welt“. Als „Entwicklungshelfer“ sollte er den Amerikanern den Weg zu einem neuen nationalen Musikstil weisen, doch seine Inspiration fand er gerade bei den Verlierern des amerikanischen Traums. Das Resultat schaffte es sogar zum Mond.



▲ Antonín Dvořák ging musikalisch unbeschränkte Wege. Foto: gem

Antonín Dvořák, 1841 als Gastwirtssohn nahe Prag geboren, verdiente zunächst sein Brot als Organist, Kaffeehausgeiger und Opernbratschist, ehe es ihm 1878 mit seinen „Slawischen Tänzen“ gelang, die Herzen des Publikums in ganz Europa zu erobern. Dvořáks Kompositionsstil zeichnete sich durch Eleganz und Eingängigkeit aus, seine „Tschechische Suite“ und seine ersten acht Sinfonien vermitteln den Eindruck, als ob ihm die Melodien nur so zugeflogen seien.

Im Juni 1891 erhielt er ein Telegramm aus New York: Jeanette Thurber, Präsidentin des National Conservatory of Music und schwerreiche Witwe, machte ihm ein Angebot, das er nicht ablehnen konnte. Für ein damals stattliches Jahresgehalt von 15000 Dollar sollte er als Direktor des Nationalkonservatoriums Hilfe bei der Entwicklung einer neuen, unverkennbar amerikanischen Musiksprache leisten. Bisher hatten alle US-Komponisten in Europa studiert und den Stil und das Repertoire der alten Welt adaptiert. Dvořáks Antrittskonzert 1892 stand ganz im Zeichen des 400. Jahrestages der Entdeckung Amerikas. Einen ähnlichen Aufbruch erwarteten die Gastgeber nun auch von ihm.

Über die Faszination ihres neuen Professors für die scheinbar „minderwertige“ Musik der Indianer und Schwarzen schüttelten Dvořáks weiße Studenten am Konservatorium herblässend den Kopf: Dvořák ließ sich von einem schwarzen Gesangslehrer die Negro Spirituals und Plantagenlieder aus den Südstaaten vorsingen und sammelte Melodien verschiedener Indianerstämme.

Um ihm Indianertänze vorzuführen, nahm Mrs. Thurber ihren Gast mit zu den Shows von Buffalo Bill. So ent-

stand Dvořáks Sinfonie Nr. 9 e-moll Opus 95 „Aus der Neuen Welt“, welche bei ihrer Uraufführung am 16. Dezember 1893 in der New Yorker Carnegie Hall mit Beifallsstürmen gefeiert wurde.

Im ersten Satz wird die Energie einer jungen Nation im Aufbruch spürbar. Ein Thema erinnert an das Spiritual „Swing low, sweet chariot“. Das weltbekannte Largo des zweiten Satzes wirkt wie ein lyrischer, melancholischer Traum. Hier ließ sich der Komponist von Henry Longfellow's epischem Gedicht über den edlen Irokesen-Häuptling Hiawatha inspirieren.

Tor zum Wilden Westen

Der rhythmisch markante Scherzosatz scheint das Tor in den Wilden Westen aufzustoßen, vor dem geistigen Auge des Zuhörers tanzen Indianer ums Lagerfeuer, galoppieren Cowboys durch die Prärie. Im Finalsatz, den Dvořák in den Sommerferien in Iowa schrieb, taucht sogar die Melodie des „Yankee Doodle“ auf, und ein Dampfzug scheint durch die Weiten des Mittelwestens zu schnauben.

Bereits 1895 führte das Heimweh den Komponisten nach Europa zurück. Sein Denkmal für die Musiktradition Nordamerikas jedoch wurde zu einem der bekanntesten und beliebtesten Werke der Klassik: Als Neil Armstrong 1969 zu seinem Mondflug aufbrach, hatte er eine Tonbandaufnahme der Sinfonie in der Apollo-11-Kapsel dabei, und als Hommage zum 125. Geburtstag erklang das Werk auch im Juli 2018 beim Konzert des BR-Symphonieorchesters auf dem Münchner Odeonsplatz.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

16. Dezember Adelheid, Sturmius

Eine Mischung aus Glück und Können sollte das vom US-amerikanischen Architekten Alfred Mosher Butts entwickelte Wortlegespiel „Lexiko“ prägen: Vor 70 Jahren wurde es als „Scrabble“ beim Patentamt angemeldet. Damit begann sein Siegeszug. Bis heute wurden über 100 Millionen Spiele in mehr als 70 Sprachen verkauft.

17. Dezember Yolanda, Vivien

1978 starb Kardinal Josef Frings mit 91 Jahren. Durch seine Silvesterpredigt 1946, die Verständnis für Diebstahl aus der Not heraus zeigte, ging sein Name in den Sprachgebrauch ein. Mundraub und Kohlenklau nannte man nun „fringsen“. Als Erzbischof von Köln war er Initiator und Mitbegründer des Hilfswerks Misereor. Die Organisation Adveniat geht ebenso auf ihn zurück.



18. Dezember Wunibald

Vor 100 Jahren wurde Emil Lux geboren. Ein USA-Aufenthalt brachte ihn auf die Idee eines Heimwerkermarktes, sodass er das von seinem Vater gegründete Werkzeugunternehmen „Lux Tools“ entsprechend umbaute. Mit zwei Partnern gründete er schließlich 1970 die „Obi Bau- und Heimwerkermärkte“.

19. Dezember Susanna, Urban V.

Seinen 80. Geburtstag hätte der tschechische Komponist Karel Svo-

boda. Berühmt wurde er durch Filmmusik für Kinder-Zeichentrickserien, etwa das Titellied „Die Biene Maja“. Nach einigen Schicksalsschlägen erschoss sich Svoboda 2007.

20. Dezember Dominikus von Silos

1483 druckte Johann Snell in Stockholm das erste Buch in Schweden. Im „Dialogus creaturarum“, einer Sammlung aus 122 Fabeln, führen Tiere Gespräche. So werden moralische Fragen entsprechend der Bibel, den Kirchenvätern oder der klassischen Philosophie beantwortet (siehe Foto unten).

21. Dezember Peter Friedhofen, Micha

Vor 120 Jahren entdeckten Marie und Pierre Curie das chemische Element Radium. Bevor man seine gesundheitsschädliche Wirkung erkannte, wurde es in der Kosmetik und als Kur eingesetzt. Radiumverbindungen nutzte man auch für die Leuchtziffern von Uhren.

22. Dezember Jutta von Sponheim

Käthe Paulus gilt als erste professionelle deutsche Luftschifferin. Die Schneiderin, die einen faltbaren Fallschirm erfand, wurde 1868 geboren.



Mit dem Ballonfahrer Hermann Lattemann wagte sie kühne Flugexperimente. Im Ersten Weltkrieg retteten ihre Fallschirme 20 Soldaten das Leben, wofür Paulus das Verdienstkreuz für Kriegshilfe erhielt.

Zusammengestellt von Lydia Schwab; Fotos: KNA; gem



▲ „Über den Löwen, der mit dem Adler kämpft“ erfährt der Leser so einiges in dieser Fabel aus dem „Dialogus creaturarum“. Kolorierte Holzschnitte zierten den Text.

SAMSTAG 15.12.

▼ Fernsehen

17.15 RBB: **Lisa und Anton.** Notizen einer späten Freundschaft. Lisa (86) und Anton (83), beide alleinstehende Rentner, sind gute Freunde.

20.15 Arte: **Sakrale Bauwerke.** In Teil eins geht es um Moscheen.

▼ Radio

6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Prälat Stefan Dybowski, Berlin (kath.).

SONNTAG 16.12.

▼ Fernsehen

9.30 ZDF: **Katholischer Gottesdienst** aus St. Michael in Mering, Bistum Augsburg. Zelebrant: Pfarrer Thomas Schwartz.

13.00 MDR: **Engel, Karpfen und Laternen.** Weihnachten im alten Prag.

20.15 RTL: **Cinderella.** Märchenfilm, USA/GB 2015.

20.15 ZDF: **Schneeweißchen und Rosenrot.** Die Schwestern Rosalie und Bianca sind ein tolles Team. Doch ihr Zusammenhalt wird auf eine harte Probe gestellt. Modernes Märchen, D 2018.

▼ Radio

8.35 DLF: **Am Sonntagmorgen.** Der Himmel steht vor der Tür. Wenn das Göttliche ganz nahe ist (kath.).

10.00 Horeb: **Heilige Messe** mit Orgelweihe aus der Pfarrei Heilige Dreifaltigkeit in Kolbermoor mit Weihbischof Wolfgang Bischof.

MONTAG 17.12.

▼ Fernsehen

20.15 ZDF: **Extraklasse.** Ralph tritt eine Stelle als Lehrer an einer Abend-schule an und bekommt eine Chaos-Klasse. Tragikomödie.

22.25 3sat: **Eine Armlänge Welt.** Sven ist blind und fast taub. Und doch bewältigt er 800 Kilometer Jakobsweg. Doku.

▼ Radio

6.35 DLF: **Morgenandacht.** Pfarrer Ulrich Lüke, Münster (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 22. Dezember.

14.00 Horeb: **Spiritualität.** Die Vorbereitung auf Weihnachten mit den O-Antiphonen. Von Wallfahrtsrektor Norbert Traub.

DIENSTAG 18.12.

▼ Fernsehen

20.15 Arte: **Die Welt des Xi Jinping.** Chinas mächtigster Mann. Doku.

22.15 Pro7: **Uncovered.** Ware Mensch. Moderne Sklaverei. In Kongos Minen ist das oft die Realität. Reportage.

▼ Radio

19.15 DLF: **Das Feature.** Der starke Mann der Saudis. Was will Kronprinz Mohammed bin Salman?

20.00 DKultur: **Konzert.** „Messiah“ – Oratorium von Georg Friedrich Händel. Aus der Thomaskirche Leipzig vom 31. Oktober 2018.

MITTWOCH 19.12.

▼ Fernsehen

19.00 BR: **Stationen.** Die Rückkehr der Engel. Von himmlischen Boten in magischen Zeiten.

20.15 ARD: **Hubert und Staller.** Eine schöne Bescherung. Krimi.

▼ Radio

19.30 DKultur: **Zeitfragen. Feature.** Wenn der Deckel auf den letzten Pütt kommt. Das Ende des Ruhrkohle-Bergbaus.

20.10 DLF: **Aus Religion und Gesellschaft.** Verwandertes Licht. Künstler gestalten Kirchenfenster.

DONNERSTAG 20.12.

▼ Fernsehen

17.00 WDR: **Ökumenischer Gottesdienst** zum Abschied von der Steinkohle aus dem Essener Dom mit Bischof Franz-Josef Overbeck.

20.15 MDR: **Der Kreuzchor.** Weihnachtskonzert live aus Dresden.

▼ Radio

10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Egal was ist, die Weihnachtsfreude findet immer einen Weg. Von Christa Meves, Psychotherapeutin.

FREITAG 21.12.

▼ Fernsehen

20.15 ARD: **Der kleine Lord.** Drama, GB 1980.

▼ Radio

15.00 DKultur: **Kakadu. Entdeckertag für Kinder.** Herodes der Große. Ein König mit sehr schlechtem Ruf.

19.45 Horeb: **Ehe und Familie.** Den Alltag mit einem behinderten Kind meistern. Von Sylvia und Alfred Sobel, Publizisten.

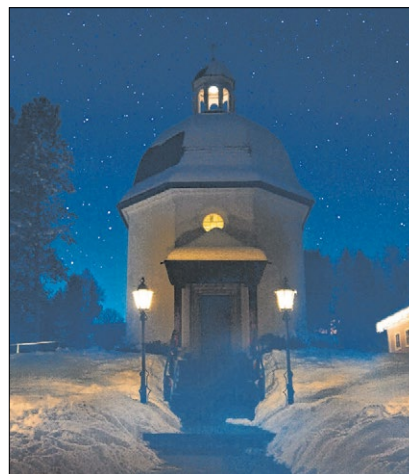
📺: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Die Geister der Weihnacht

London, Ende des 19. Jahrhunderts: Der geizige Geldverleiher Ebenezer Scrooge ist ein Mann ohne Freude am Leben und, wie es scheint, ohne Herz. Auch Weihnachten ist für ihn nichts als ein Ärgernis. Zu seiner Überraschung erhält er in der Weihnachtsnacht Besuch von seinem verstorbenen Kompagnon Marley, der im Jenseits für seine Hartherzigkeit büßt. Er sagt Scrooge ein düsteres Ende für den Fall heraus, dass er sein Leben nicht grundlegend ändert. In dieser Nacht wird Scrooge von den Geistern der Weihnacht heimgesucht: „Disneys Eine Weihnachtsgeschichte“ (Sat.1, 15.12., 20.15 Uhr). *Foto: Walt Disney Pictures/Imageovers Digital, LLC*



Ein Lied für den Frieden

„Stille Nacht“ gilt als das bekannteste Weihnachtslied. Zu Weihnachten wird es weltweit von etwa 2,5 Milliarden Menschen gesungen. Es wurde in über 300 Sprachen übersetzt und schlägt Brücken zwischen den Kontinenten. Im Ersten Weltkrieg brachte „Stille Nacht“ am Heiligabend 1914 den Grabenkampf zwischen Deutschen und Briten für einen Tag zum Stillstand. Für die Dokumentation präsentieren internationale Stars aus Pop und Klassik ihre eigenen Versionen von „Stille Nacht“ (BR, 18.12., 22 Uhr). An die Uraufführung des Lieds an Heiligabend vor 200 Jahren in Oberndorf bei Salzburg erinnert die Stille-Nacht-Kapelle (*Foto: BR/Moonlake Entertainment Rights Ltd.*).

Ein 100-jähriger auf Abenteuerfahrt

Allan Karlsson ist ein 99-jähriger Junggeselle mit einer eigentümlichen Vorliebe für Sprengstoff. Weil er einen Fuchs in die Luft gejagt hat, der seinen geliebten Kater Molotow totgebissen hatte, sperrten die Behörden den greisen Bombenleger ins Altersheim. Dort herrscht zu seinem Leidwesen Langeweile pur. Während die Betreuer eine betuliche Zeremonie für seinen 100. Geburtstag vorbereiten, steigt der rüstige Senior heimlich aus dem Fenster und begibt sich auf eine abenteuerliche Reise. Die schwedische Filmkomödie „Der 100-Jährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand“ (Arte, 19.12., 20.15 Uhr) beruht auf dem gleichnamigen Roman von Jonas Jonasson.

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv, Satellit Astra: augsburg tv (Sendekennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Sendekennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Bibel erzählt für Kinder

„Die 100-Geschichten-Kinderbibel“ (SCM-Verlag) fasst die wichtigsten Ereignisse aus dem Alten und dem Neuen Testament für Kinder im Grundschulalter zusammen. Die Texte reichen von der Schöpfungsgeschichte über Daniel in der Löwengrube bis hin zur Kreuzigung und Auferstehung Jesu. Durch die farbigen Zeichnungen von Gill Guile und die kindgerechten Texte von Beng Alba Jones finden Kinder zwischen sechs und zehn Jahren Zugang zu Gottes Liebe. Auch schwer verständliche Texte sind so gestaltet, dass sich die Kinder in die Geschichten hineinversetzen können.

Wir verlosen fünf Exemplare. Wer gewinnen will, der schicke das Lösungswort des Kreuzworträtsels mit seiner Adresse auf einer Karte vermerkt an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
Rätselredaktion
Henisiusstraße 1
86152 Augsburg

Einsendeschluss:
19. Dezember

Über das Buch „Guinness World Records 2019“ aus Heft Nr. 48 freuen sich:
Karl Keller,
77796 Mühlenbach,
Sebastian Mayer,
86556 Kühbach,
Hannah Sieber,
95506 Kastl.

Herzlichen Glückwunsch!
Die Gewinner aus Heft Nr. 49 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

Luft-röhren-ast	blinde Wut	Werber in einer Zeitung	▽	▽	Jazzge-sangs-stil	Esels-laut	▽	deutsche Pop-sängerin	ein dt. Geheim-dienst (Abk.)	rund, circa	Mittel-meer-anrainer	Impf-stoffe	Höhen-zug bei Braun-schweig			
▷	▽					▷		Sing-vogel	▷	▷	▷	▷	▷			
				1												
enthalt-samer Mensch		Höll-en-fürst	▷					bayr. Ort am Inn	▷							
▷					leicht temperiert, lau		2									
	7															
Ver-mächt-nis emp-fangen		Amts-bezirk eines Bischofs		Abk.: Nerven-system	Witz der Woche Maxl fragt seinen besten Freund Seppi: „Weißt du, wann die beste Zeit für die Birnenernte ist?“ „Klar doch! Wenn der alte Huber drüben seinen Mittagsschlaf macht und sein Hund in der Küche beim Fressen ist.“ <i>Eingesendet von Edith Brantl, Roding.</i>				im Stil von (franz.)	▷		11	Sitte, Brauch			
▷		▷	▷						im Ge-schmack wie Zucker	europ. Fußball-bund (Abk.)		kleiner gesalze-ner Fisch	▷			
Schul-note	▷												▷			
▷			5	Wärme-quelle										12		
Heim-tücke	ent-gegen-gesetzt		Rück-sicht-nahme	▷					präzise		Kfz-Z. Rem-scheid	▷				
▷	▷		▷													
Gleit-eisen					Halte-stelle	▷	▷	Zeitnot	deutsche TV-Anstalt (Abk.)	▷			franzö-sisch: Straße			
▷																
Vorname v. Schau-spieler Sharif					Comi-figur (... und Struppi')	▷			Haupt-betriebs-zeit	Strom durch Gerona (Span.)	▷					
▷																
hart-näckig, ver-bissen		uneigen-nütziger Mensch	▷								nord. Göttin d. ewigen Jugend					
▷					griechi-sche Unheils-göttin	▷		kleine Hütte		franzö-sisch: Insel	▷		10			
	6						8									
▷				13	ital. Kloster-bruder (Kw.)	▷		medi-zinischer Verband		4			verrückt			
Scha-dens-feuer		Abk.: im Umbau		Brenn-punkt	▷					Teil der Bibel (Abk.)			griech. Vorsilbe: gut, wohl			
▷		▷														
hart, unnach-giebig	▷					3		Gewitter-erscheinung	▷							
▷										9						
dt. Opto-physiker † 1988	▷							griechi-sches Fabel-wesen	▷							

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----	----	----	----

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 13:
Weihnachtsgebäck
Auflösung aus Heft 49: **LUCIAFEST**


E	S	L	V	S	W								
N	I	C	H	T	E	E	R	S	T	E	R		
I	D	A	H	O	I	N	T	E	G	E	R		
U	U	U	N	I	O	N	H	T					
R	I	T	Z				C	L	O	U			
G	O	T	T				H	E	E	R			
H	E						A	N	N				
K	A	L	I				N	A	H				
D	E	K	A	N			L	E	P	R	A		
L	A	Z	H	G	L	I	L						
L	R	U	D	E	R	E	R	M	A	L			
B	E	L	E	G	F	L	I	M	O	N	E		
I	S	T	R	A	E	H	N	E					
B	O	N	S	A	I	A	S	T	Z				
L	A	S	U	R	S	D	A	D	A				
A	T	E	U	N	G	E	Z	O	G	E	N		
V	O	R	S	P	A	N	N	M	U	S	I	K	



Illustration:
Pietrzak/Deike

Erzählung

Gegen die Kälte der Zeit

 Weihnachten stand kurz vor der Tür. Dieses Jahr hatte es schon Anfang Dezember zu schneien begonnen, es war kalt und der Pulverschnee ließ das kleine Dorf idyllischer erscheinen, als es wirklich war.

Familie Markwiz, die in einem alten Haus am Dorfrand im Dachgeschoss zwei kleine Zimmer zugewiesen bekommen hatte, lebte sehr beengt. Der kleine Kanonenofen schaffte es nicht, die beiden Räume ausreichend warm zu halten. Und so zierten am Morgen Eisblumen die Fensterscheiben.

Josef Markwiz kam mit ein paar Holzscheiten die Treppe hoch und legte sie neben dem Ofen auf den Fußboden. „Noch 14 Tage“, meinte er, „dann haben wir kein Brennholz mehr. Ich muss in den Wald. Ich werde ein paar Bäume fällen.“ „Josef, das ist verboten!“, warf seine Frau ein. Er zuckte mit den Schultern. „Ich weiß. Wenn wir wenigstens Kohlen hätten ... Nein, ich muss gehen!“

Eine Stunde später stapfte Josef Markwiz mit einer Axt und einem Handschlitten durch den tiefen Schnee. Eine halbe Stunde später war er bei den ersten Tannen angelangt. Er blieb stehen. Jetzt, wo alles verschneit war, sah auch der Wald ganz anders aus. An einer Eiche sah er, dass er richtig war.

Er entdeckte einen dünnen Baum. „Holz für eine paar Wochen“, murmelte Josef Markwiz und nahm die Axt vom Schlitten. Er schaute sich noch einmal um, bevor er zum ersten Hieb ausholte. Es war alles so ruhig, fast unheimlich.

Dann schlug er zu. Immer und immer wieder, mal von oben und mal von unten. Als er den Stamm zur Hälfte durchgeschlagen hatte, machte er eine Pause. Trotz der Kälte war ihm jetzt warm geworden. Gerade als er wieder mit der Arbeit beginnen wollte, bellte ein Hund. Markwiz ließ die Axt sinken.

Der Förster kam mit schnellen Schritten den Hang herunter. „Was machen Sie denn da!“, schrie er von Weitem. Markwiz zog die Schultern hoch. „Sie sehen es doch“, sagte er schließlich. „Es ist kalt, wir haben kein Brennmaterial und wir frieren, wenn ich kein Holz heimbringe. Und deshalb bin ich im Wald.“

Der Förster stand jetzt dicht vor ihm. Er hatte wache Augen. „Sie können doch nicht einfach einen Baum fällen? Sie wissen doch sicher, dass Sie nur herabgefallene Äste auflesen dürfen?“ Markwiz nickte. „Ja. Aber es hat geschneit, und außerdem gibt es keine herabgefallenen Äste mehr. Alle brauchen Holz – der Wald ist wie leer gefegt.“

Der Förster sah in an. „Wie heißen Sie?“ „Josef Markwiz.“ „Haben Sie Kinder?“ „Ja, zwei Mädchen.“



„Haben Sie Geld bei sich?“ Markwiz kramte in seiner Hosentasche. „Hier, zwei Mark“, sagte er. „Jetzt geben Sie mir die Axt“, forderte der Förster. Markwiz zögerte. „Ich habe nur diese Axt.“ „Geben Sie schon. Und die zwei Mark.“

Markwiz reichte ihm beides. Mit der Axt schlug er einem dünnen Baum ein Stück Rinde ab. Bei fünf weiteren ebenso. Dann gab er Markwiz die Axt zurück. „Die können Sie fällen“, sagte er. „Die haben Sie bezahlt. Aber warten Sie nicht zu lange damit. Es gibt in diesem Winter so viele Menschen, die frieren.“

Er war schon am Gehen. Nach ein paar Schritten drehte er sich nochmal um: „Haben Sie schon ei-

nen Weihnachtsbaum?“ fragte er. „Nein“, sagte Markwiz. „Das Geld fehlt uns dazu.“ Der Förster schaute sich um. „Ist der groß genug?“, fragte er. Markwiz nickte. „Gut, dann nehmen Sie ihn mit.“

Er pffte seinem Hund. „Und kommen Sie im Frühjahr zu mir. Ich wohne im Nachbardorf. Wissen Sie, auch ich möchte nicht, dass jemand friert. Und nun sehen Sie zu, dass Sie Ihre Sachen nach Hause bringen.“ Dann stapfte er durch den Schnee davon. Als er mit seinem Hund hinter der Kuppe verschwunden war, fiel krachend der Baum unter den letzten Axthieben.

Text: Paul Szabó;
Foto: gem

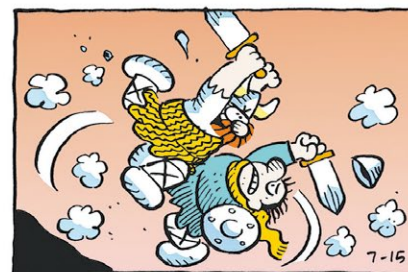
Sudoku

9	2	1	4	5				
	3			1	4	5	2	
				6	2	1	7	9
5	6	2	1					3
8	9	5			2	1	6	
		3	6	2	9			8
2	7	4			3	5	6	
1			2	4		3	9	
3			7	1	5	8		

Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 49.

	7		9				8	1
	2	1					9	3
6		8	5	1				
4	5	2		3				
			7	9				5
			4			2	6	3
	4				7			1
2		7		6	8	4		
1	8				9			



©2018 by King Features Syndicate, Inc. World rights reserved. Distr. Bulls

Hingesehen

Als Zeichen gegen die Todesstrafe ist das römische Kolosseum mit einer Videoinstallation angestrahlt worden. Auf die Außenmauern wurde unter anderem der Schriftzug „Revenge makes people blind“ („Rache macht die Menschen blind“) projiziert. Angeregt zu der Aktion hatte die Gemeinschaft Sant'Egidio.

Text und Foto: KNA



Wirklich wahr

Ein für 715 000 Euro gesteigerter Lamborghini von Papst Franziskus sucht wieder einen Besitzer. Aus unbekanntem Gründen war der Handel nach einer Auktion im Mai nicht zum Abschluss gekommen. Jetzt geht das Modell Huracán RWD Coupé mit 580 PS in die Tombola einer Wohltätigkeitsorganisation in den USA.



Der italienische Autohersteller Lamborghini hatte den Wagen im November

2017 dem Papst geschenkt, der ihn signierte und bei Sotheby's in Monaco zur Auktion gab. Laut Medienberichten löste der letzte Bieter seine Kaufzusage jedoch nicht ein.

Von dem erhofften Erlös war eine halbe Million Euro für den Wiederaufbau im Nordirak gedacht gewesen. Die Einnahmen aus der jetzigen Lotterie gehen in vom Veranstalter nicht näher bezeichnete Sozialprojekte.

Text und Foto: KNA

Wieder was gelernt

1. Das Kolosseum ist ...

- A. der größte Tempel des antiken Rom.
- B. die größte Therme des antiken Rom.
- C. das größte Amphitheater des antiken Rom.
- D. der größte Marktplatz des antiken Rom.

2. Was trug zur Finanzierung des Kolosseum-Baus bei?

- A. eine Sondersteuer
- B. der geplünderte Tempelschatz aus Jerusalem
- C. beschlagnahmte Piratenschätze
- D. die Goldreserven von Kaiser Nero

g z ' 0 l : g u n s o t

Zahl der Woche

20 532

Opfer von Menschenhandel hat die EU in den Jahren 2015 und 2016 registriert. Im Zeitraum 2013/2014 waren es 15 846 Betroffene. Die tatsächlichen Zahlen dürften jedoch deutlich höher liegen, da viele Fälle nicht erfasst würden, erklärte die EU-Kommission. Ins Visier der Täter gerieten den Angaben zufolge verstärkt Jüngere und Behinderte. Zudem würden mehr und mehr die Sozialen Medien genutzt, um potenzielle Opfer zu finden.

Frauen und Mädchen sind nach wie vor am stärksten betroffen. 23 Prozent der registrierten Leidtragenden seien Kinder. Mehr als die Hälfte der Opfer kommt aus Nicht-EU-Staaten wie Nigeria, Albanien, Vietnam, China und Eritrea. Die Migrationskrise hat nach EU-Angaben das Risiko für Menschenhandel erhöht. Die häufigste Form ist die sexuelle Ausbeutung (56 Prozent). An zweiter Stelle steht die Ausbeutung von Arbeitskräften (26 Prozent).

KNA

Impressum

Katholische Sonntagszeitung für Deutschland

Sankt Ulrich Verlag GmbH
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0
www.katholische-sonntagszeitung.de

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion:
Dr. Peter Paul Bornhausen,
Romana Kröling, Simone Sitta,
Nathalie Zapf (Nachrichten)

Nachrichten:
Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches.

Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 35 vom 1.1.2018.

Anzeigenschluss: 10 Tage vor Erscheinen

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg.

Bankverbindung:

LIGA Bank eG
Konto-Nr. 115800, BLZ 75090300
IBAN DE51750903000000115800
BIC GENODEF1M05



Leserservice und Vertrieb

Vertrieb: Karola Ritter
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg

Telefon: 0821/50242-13
Fax: 0821/50242-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreis:
Vierteljährlich EUR 21,60.
Einzelnummer EUR 1,70.
Bestellungen nimmt der Abonentenservice entgegen.

Abbestellungen sind sechs Wochen vor Quartalsende schriftlich an den Verlag zu richten.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.



▲ Eine der bekanntesten Lobpreis-Werkstätten ist das Augsburger Gebetshaus, das in den vergangenen Jahren die vielbeachteten „Mehr“-Konferenzen ausgerichtet hat.

Foto: Zapf

Jubelt! Jauchzt! Freut euch!

Gebet und Ohrwurm zugleich: Lobpreis schafft Räume für die Begegnung mit Gott

Ich habe innerlich (und wohl auch äußerlich) gelächelt, als ich die Lesungstexte dieses Sonntags (siehe Seite 10) durchgegangen bin – drücken sie doch zutiefst mein aktuelles Lebensgefühl aus. „Juble, Tochter Zion!“ – „Freut euch im Herrn zu jeder Zeit!“ – „Sorgt euch um nichts, sondern bringt in jeder Lage betend und flehend eure Bitten mit Dank vor Gott!“ Es sind herrliche Worte, die ausdrücken: Gott ist nah, greifbar nah, er kann und soll gelobt und gepriesen werden.

In jeder Phase meines Lebens ist es Gott bisher gelungen, Platz zu finden: während meiner Kindheit im gemeinsamen Glaubensleben in der Familie. In Jugendgruppen zu-

sammen mit anderen Pfarrjugendlichen. Während des Studiums in der täglichen Messe, in Anbetung und Stundengebet. In Ehe und Familie im gemeinsamen Beten und Glauben feiern mit meinem Mann und unseren Kindern – und auch bei „Kinderdienst ist Gottesdienst“, wie meine Oma immer zu sagen pflegte, wenn’s mal nicht mit dem Gottesdienst klappte.

Gott und sein Weg zu mir

Ständig verändert sich meine Beziehung mit Gott. Sie passt sich irgendwie den äußeren Umständen an. Anfangs war ich ein bisschen traurig, wenn zum Beispiel die tägliche Heilige Messe nicht mehr möglich war oder fürs Beten wenig Zeit blieb. Da konnte ich schon mal ins Zweifeln und Grübeln kommen: Was wird das nur mit Gott und mir? Aber mittlerweile hat mich die Erfahrung gelehrt: Gott findet seinen Weg zu mir.

Momentan, in meinem Alltag, ist es vor allem der Lobpreis, der mein Gebetsleben prägt. Da ich tagsüber viel um die Ohren habe und durch den Beruf und wegen der Familie (vier Kinder haben viele Termine ...) gleichzeitig oft unterwegs bin, habe ich mir an-

gewöhnt, im Auto Lobpreislieder anzuhören und so die Zeit, in der ich zum Beispiel die Kinder von A nach B fahre, für mein Gebet zu nutzen.

Auch am Morgen vor dem Aufstehen hat sich so eine Zeit ergeben, in der sich Gott Platz geschaffen hat. Da bin ich meistens schon eine halbe Stunde vor dem Wecker wach. Das ist meine Zeit mit Gott, in der ich ihn lobe und ihm danke, Jesus dafür preise, dass er mich erlöst hat, für den neuen Tag, meine Familie, um seinen Heiligen Geist bitte für alles, was kommt.

Die Lieder, die ich im Auto singe, helfen mir dabei natürlich, denn sie sind Gebet und Ohrwurm zugleich – gute, segensreiche Ohrwürmer! Denn ich habe festgestellt, dass Lobpreis in der häufigen Anwendung tatsächlich zum Lebensgefühl wird, dass er einem immer leichter von den Lippen geht und dass er das Jammern und Lästern über die eine und den anderen verdrängt!

Oft wird man ja gefragt: „Wie geht es dir?“, und meistens antwortet man da schnell: „Gut.“ Dann hat man seine Ruhe. Ich hinterfrage mich dabei gelegentlich, ob das wirklich so ist, und ich muss zunehmend eingestehen: Ja, es

geht mir trotz Stress oder gelegentlicher Sorgen und Traurigkeiten richtig gut! Das schreibe ich dem Lebensgefühl des Lobpreises zu, in dem eine enorme Kraft, eben der Geist Gottes steckt. „Freut euch im Herrn“ – denn was Besseres kommt nicht!



Nicole Seibold ist Diplom-Theologin und Pastoralreferentin in der Diözese Augsburg. Sie ist verheiratet und hat vier Söhne.

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Einem Teil dieser Ausgabe liegt bei: Prospekt mit Spendenaufruf von Bischöfliche Aktion AD-VENIAT, Essen, und Prospekt mit Spendenaufruf von Hoffnungszeichen Sign of Hope, Konstanz. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Kaufgesuche

Wir kaufen
Wohnmobile + Wohnwagen
03944-36160, www.wm-aw.de Fa.



© Karin Schmidt_Pixelto.de

Dieses Buch (die Bibel) ist nicht schwer zu verstehen. Es ist schwer zu schlucken.
Steve Lawson

**DIE
BIBEL
LEBEN
TAG FÜR TAG**

Sonntag, 16. Dezember
Freut euch im Herrn zu jeder Zeit!
(Phil 4,4)

Christsein ist selten „Gaudi“. „Gaudete – Freut euch“ meint mehr: Der Herr ist dir nah, du lebst in ihm, von ihm her und auf ihn hin. Der dritte Advent fragt: Freust du dich darüber? Was wäre heute zu tun oder zu erbitten, um diese Freude zu nähren?

Montag, 17. Dezember
Jakob zeugt den Josef, den Mann Marias; von ihr wurde Jesus geboren, der der Christus genannt wird. (Mt 1,16)

Der Stammbaum Jesu ist nicht als Ahnengalerie zu lesen. War Abraham der Stammvater vieler Völker und David Inbegriff der Erwählung Israels, so zeigt Matthäus: Jesus ist der Zielpunkt der Geschichte. Auch mit mir kann Gott Geschichte schreiben.

Dienstag, 18. Dezember
Das Kind, das sie erwartet, ist vom Heiligen Geist. (aus Mt 1,20)

Die Situation mit seiner vor der Zeit schwanger gewordenen Verlobten setzt Josef zu. Gott greift ein und gibt ihm zu verstehen: Was hier geschieht, ist kein Menschenwerk. Hier ist Glaube gefragt. Josef vertraut wortlos, ohne Bedingungen. Kann ich das auch? Gott befreie mich, wenn mein Herz verschlossen ist!

Mittwoch, 19. Dezember
Deine Frau Elisabet wird dir einen Sohn gebären; dem sollst du den Namen Johannes geben. (aus Lk 1,13)

„Johannes“ bedeutet „Gott ist gnädig“. Auch Johannes' Geburt ist über Menschenkraft erhaben. So wie die Gnade Gottes die dem Menschen zuvorkommende göttliche Liebe meint. In Jesus, dem Spross aus Isais Wurzel, dem Zeichen für die Völker, ist sie rettend verbürgt – auch für mich.

Donnerstag, 20. Dezember
Sie wird ihm den Namen Immanuel – Gott mit uns – geben. (aus Jes 7,14)

Die prophetische Verheißung des Alten beziehungsweise Ersten Bundes sehen wir Christen in Jesus von Nazaret erfüllt. In ihm ist der „Gott mit uns“ aus seiner Verborgenheit hervorgetreten – mitten hinein in seine Schöpfung: Ein Gott mit Namen und nun auch mit Gesicht! Wo schaut er mich heute an?

Freitag, 21. Dezember
Horch! Mein Geliebter! Sieh da, er kommt. Er springt über die Berge, hüpf über die Hügel. (Hld 2,8)

Poetisch und sinnlich geht es zu im Buch Hoheslied, zwischen Sehnsucht und Erfüllung. Welch ein treffliches Adventswort, auf Jesus gedeutet: Er hüpf und springt auf mich zu; er lockt mich und umwirbt mich. Ich will mich

mit Herzenslust bereiten für die Begegnung mit ihm.

Samstag, 22. Dezember
Denn der Mächtige hat Großes an mir getan und sein Name ist heilig.
(Lk 1,49)

Den Advent leben heißt auch: Groß sein lässt meine Seele den Herrn (so heißt es in Lk 1,46 wörtlich)! Wie Maria damals mache ich mir heute meine Erwählung bewusst. Gott sieht und liebt mich kleinen Menschen, er schenkt mir wahre Größe und Ansehen. Ich antworte im demütigen Glauben, in engagierter Hoffnung, in tatkräftiger Liebe.



Pallottinerpater Sascha-Philipp Geißler ist Direktor der Wallfahrtskirche Herrgottsruh in Friedberg und Prodekan des Dekanats Aichach-Friedberg im Bistum Augsburg.

Verschenken Sie YOU! zu Weihnachten!

YOU! MAGAZIN

Begeisterung wecken –
YOU! ist das katholische Magazin für Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren. YOU!Magazin spricht junge Menschen in ihrer Sprache an.
www.youmagazin.com

Orientierung geben –
In der Zeit leben und sie mit den Augen des Glaubens sehen. YOU!Magazin greift die Themen auf, die Jugendliche beschäftigen: Stars, Musik, Kino, Liebe, aber auch Fragen zum Glauben und zur Kirche.

Freude schenken –
Verschenken Sie YOU!Magazin zu Weihnachten! YOU! erscheint alle zwei Monate und kann als Einzelheft oder als Abonnement bezogen werden.

Ja, ich verschenke YOU!Magazin **Bestellcoupon**

YOU!Magazin wird mit der nächsten erreichbaren Nummer zugestellt.

Einzelheft 2,90 EUR
 Schnupperabo* 7,00 EUR
 Jahres-Abo* 14,70 EUR
* nur für Neu-Abonnenten, verlängert sich nach Ablauf automatisch auf das Jahresabo zum Normalpreis

Bitte schicken Sie YOU!Magazin an:

Name / Vorname _____ Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____

Bitte schicken Sie die Rechnung an:

Name des Auftraggebers _____ Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____ E-Mail _____

IBAN _____ BIC _____

Zahlung per Bankeinzug
 gegen Rechnung

Datum _____ Unterschrift _____

Bitte ausfüllen und einsenden an:
Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice,
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg, Telefon 0821/50242-53,
Telefax 0821/50242-80, E-Mail: info@youmagazin.com